



2-74

Unsere Stadt



Lesen Sie in diesem Heft u. a.

Von weisse Wiens und edle Kröpper
HEV - HEV - HEV...
Kulturzentrum Herne
Zweizwanzig Jahre auf dem Rummel

Im Kulturzentrum Herne spielen auch nach dem Richtfest noch die Männer vom Bau die erste Geige.



UNSERE STADT

Illustrierte für die Bürger der Städte
Herne und Wanne-Eickel
Herausgegeben von den Oberstadt-
direktoren durch das Presseamt der
Stadt Herne.

„Unsere Stadt“ erscheint in einer Auf-
lage von 20 000 Exemplaren und wird
kostenlos verteilt.

Die meisten der Autoren sind Journal-
isten bei den in Herne und Wanne-
Eickel erscheinenden Tageszeitungen.
Ihre Meinung deckt sich nicht in je-
dem Fall mit der Meinung der Her-
ausgeber und der Redaktion.

REDAKTION

Manfred Gutzmer (verantwortlich
für den gesamten Inhalt)
Anschrift der Redaktion:
469 Herne, Rathaus,
Friedrich-Ebert-Platz 2
Presseamt der Stadt Herne
Telefon (0 23 23) 59 54 25

MITARBEITER

Günter Schulz, Richard Loesch,
Helge Kondring, Wolfgang Verstege,
Kurt Schicksnus, Heinz Kurtzbach,
Werner Rusch, Friedrich Wilhelm Siepmann.

FOTOS

Wilhelm Zehrt, Friedrich Rossmann,
Friedrich Wilhelm Siepmann, Bildarchiv der
Stadt Herne, Firma Heitkamp

GESTALTUNG

Wilhelm Zehrt
4690 Herne, Otto-Hue-Straße
Telefon (0 23 23) 5 35 13

HERSTELLUNG

Druckerei der Stadt Herne

Aus dem Inhalt:

Seite 4

Manfred Gutzmer
Kulturzentrum Herne
Fotos: Roßmann/Archiv

Seite 8

Von Werner Rusch
Von weiße Wiens . . .
Fotos: W. H. Zehrt

Seite 14

Von Helge Kondring
Heitkamp
Fotos: Heitkamp

Seite 21

Von Günther Schulz
„Bad Sodingen“
Fotos: Archiv

Seite 29

*Von Friedrich-Wilhelm
Siepmann*
Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden
Fotos: Siepmann

Seite 32

Von Kurt Schicksnus
**Zweiundzwanzig Jahre auf
dem Rummel**
Fotomontage: Zehrt

Seite 38

Von Heinz Kurtzbach
HEV – HEV – HEV
Fotos: Zehrt

Seite 42

Von Wolfgang Verstege
**Seinen lieben Kindern zur
Erinnerung**
Fotos: Müller/Archiv

Seite 44

Von Richard Loesch
Benkert-Fabrikate in aller Munde

Seite 46

Von Heinz Kurtzbach
Tanà Schanzara
Fotos: Zehrt

Seite 50

Von Manfred Gutzmer
Wasser marsch !
Foto: Archiv

In eigener Sache

Diese Bürgerillustrierte kommt später als geplant - aber immerhin, wir sind froh, daß sie überhaupt kommt. Schließlich sind die Kosten, zum Beispiel fürs Papier, rabiāt gestiegen, die städtischen Haushaltsmittel dagegen nicht. Um die Titel und Themen und um manches Foto in dieser Ausgabe wäre es auch schade gewesen, wenn sie unbesehen hätten verstauben müssen. Inzwischen ist die Redaktion - so schnell geht das - wieder voller Zuversicht; denn so schlecht, hört man, sind die Finanzen der neuen Stadt Herne auch wieder nicht. Außerdem hat es uns wohlgetan zu hören, daß „Unsere Stadt“, wenn sie schon kommt, tatsächlich ankommt. Eine Reihe von Hernern und Wanne-Eickelern schrieb uns, andere riefen an oder sagten es selbst, wenn sie aufs Presseamt kamen, um noch ein paar weitere Exemplare des Blattes für die auswärtige Verwandtschaft zu holen.

Das Titelbild „knipste“ Wilhelm Zehrt auf der Baustelle des Herner Kulturzentrums. Den Ton, wollte er damit sagen, geben auch in den nächsten Monaten noch die Handwerker an. Erst im Frühjahr 1976 werden sie den musischen Profis Platz machen, bis dahin bestimmen sie die Musik im Haus. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß inzwischen das Richtfest gefeiert wurde.

Ebenfalls von Wilhelm Zehrt sind die Fotos zu den Berichten über die Schauspielerin Tana Schanzara und den Herner Eislaufverein (HEV). Der Autor ist in beiden Fällen Heinz Kurtzbach, der sich ansonsten verantwortlich mit den Lokalausgaben der Ruhrnachrichten in Herne und Wanne beschäftigt. Daß wir ihn baten, über den HEV zu schreiben, lag nahe; schon der kleine Kurtzbach stand in Eishockeystiefeln, und auch der große Kurtzbach stiehlt sich bisweilen aus der Redaktion, um rasch am Gysenberg ein paar Runden zu drehen. Daß wir ihn um einen Artikel über „die Schanzara“ baten, liegt an seiner uneingestanden Liebe zum Feuilleton und nicht an seiner Abneigung gegen Hunde.

Fortgesetzt werden in diesem Heft zwei Serien: die eine über Ämter der Stadtverwaltung, die andere über Industrie- und Gewerbebetriebe in unserer Stadt. Das Ämter-Porträt, über die Standesämter diesmal, besorgte uns Friedrich Wilhelm Siepmann, Mitarbeiter der Westfälischen Rundschau und der Ruhrnachrichten; von ihm selbst sind auch die Fotos zu seinem Bericht.

Die Industrieserie schrieben Helge Kondring (Westfälische Rundschau in Wanne) und Richard Loesch, den man in Sachen „heimische Wirtschaft“ getrost schon als Experten bezeichnen kann. Ihre Themen diesmal: das weltbekannte Wanne-Eickeler Bauunternehmen Heitkamp und die international bedeutende Herner Metallpapierfabrik Benkert.

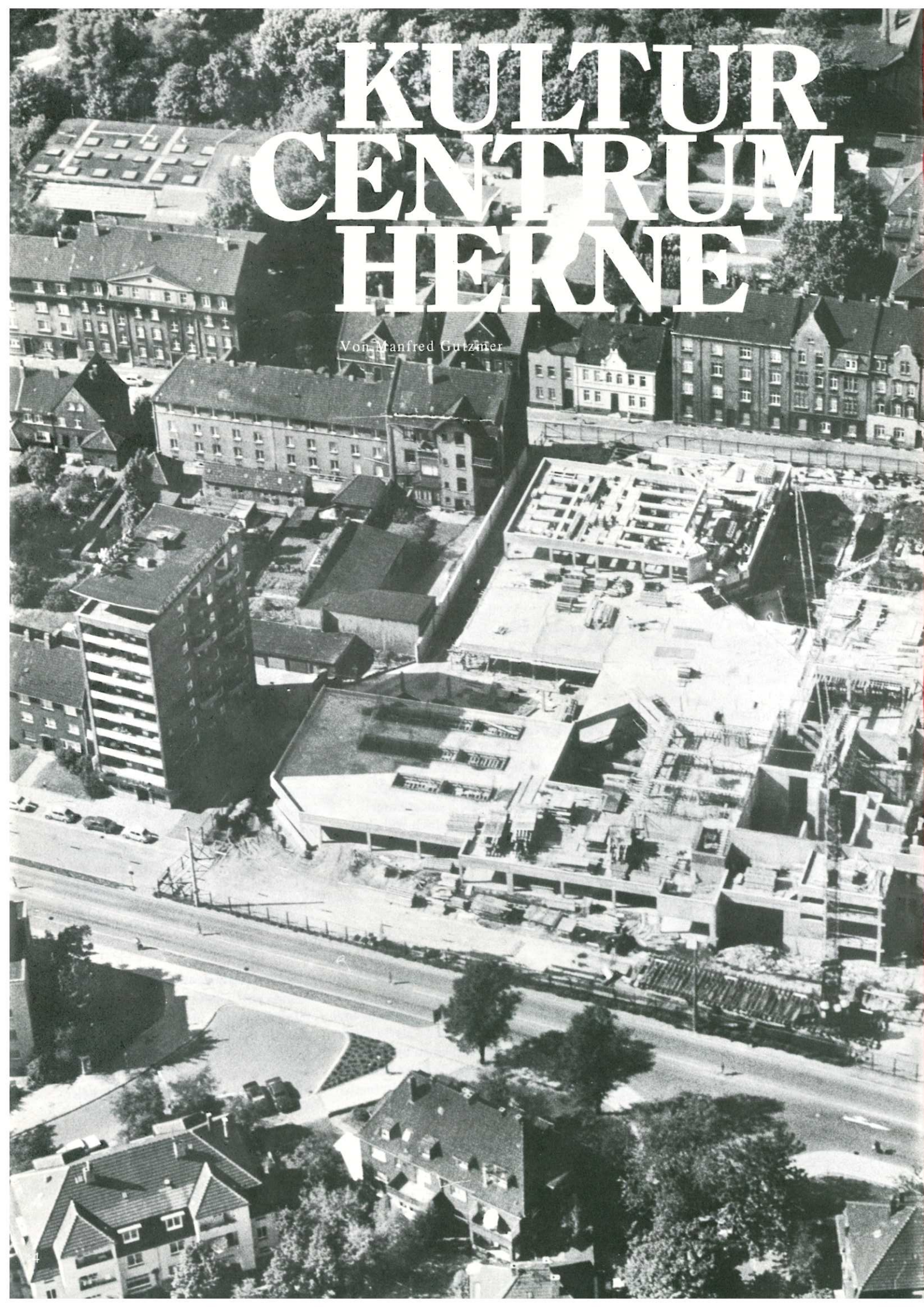
Zum heimatgeschichtlich-folkloristischen Themenkreis dieses Heftes gehören diesmal drei Beiträge. Über das „Bad“ Sodingen und die benachbarten Ortsteile Gysenberg und Constantin berichtet Günter Schulz, ein Mitarbeiter aus dem städtischen Herner Archiv, und einen eher folkloristisch eingefärbten Beitrag über Nager unter und über Tage steuerte Werner Rusch bei, ein ausgesprochener Fachmann in allem, was irgendwie mit Mont-Cenis zu tun hat (Rusch arbeitet vorläufig bei keiner Tageszeitung, er ist - um das mal festzuhalten - eine Entdeckung von und für „Unsere Stadt“). Den dritten Beitrag schließlich zum Thema Heimatliches schrieb Kurt Schiksnus, Hernes Rundschau-Chef, mit dem Mikrophon. Er unterhielt sich mit den Kallenkoots einer holländischen Schaulustlerfamilie, die bei der letzten Cranger Kirme mit einem Riesenrad vertreten war.

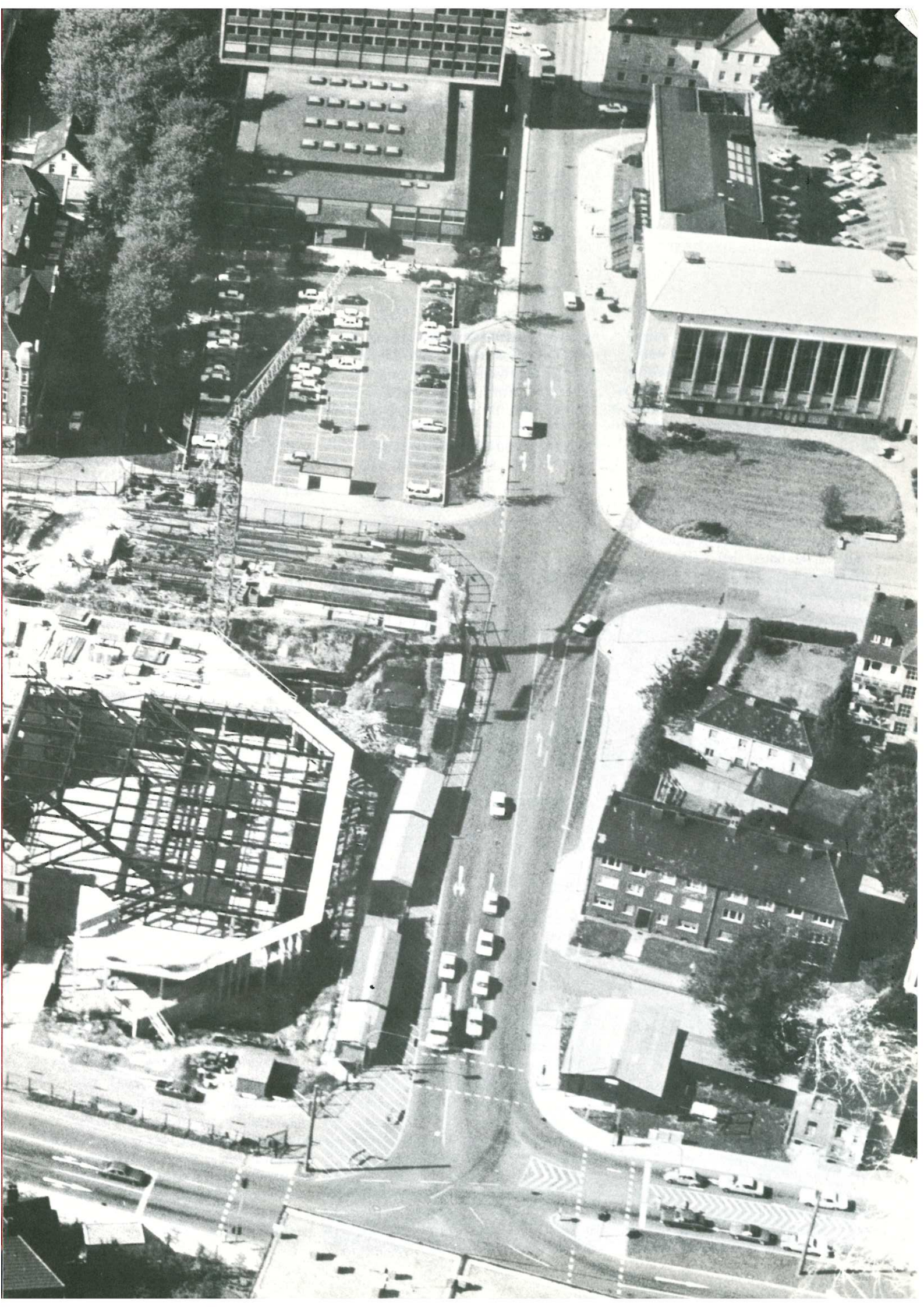
Was wird nicht alles gesammelt heutzutage? Flaschen, Hotelhandtücher, Türklinken und Panzerketten zum Beispiel sind als Sammelobjekte sicher von einiger Originalität. Fotoapparate aber, wie sie H. D. Abring sammelt, sind vor allem auch ein gutes Stück sichtbarer Kulturgeschichte. Einzelheiten über Abring und seine Hundertschaften von Apparaten berichtet WAZ-Wanne-Chef Wolfgang Verstege.

Über das Kulturzentrum schließlich berichten wir in diesem Heft besonders ausführlich; weniger über das, was sowieso als Rohbau sichtbar geworden und per Richtfest abgefeiert wurde, als über das technische Innenleben des Unternehmens. Das Luftbild schoß der städtisch Wanne-Eickeler Fotograf und Privatflieger Rossmann.

KULTUR CENTRUM HERNE

Von Manfred Gutzmer





Im Juni 1973 wurde der Bauzaun aufgerichtet, die Erdarbeiten begannen, und der Baustellenhinweis verkündete in aller Bescheidenheit: Hier baut die Stadt Herne ein Kulturzentrum. Dabei blieb es zunächst einmal für den Passanten. Schließlich geht der Baubetrieb zunächst in die Erde und dann erst in die Höhe.

Inzwischen muß sich niemand mehr anstrengen, um zu sehen, was ihm städtische Planung und ratsherrlicher Beschluß da bescheren: ein Beton- und Stahlgebilde von regional einmaligem Ausmaß. Und da gerade schon vom Bescheren die Rede ist: spätestens zu Weihnachten wird nicht nur der Rohbau fertig sein sondern auch schon ein Teil der imposanten technischen Einrichtung. Ebenfalls zu Weihnachten spätestens wird selbst der architektonische Laie sehen können, was im neuen Kulturzentrum wo untergebracht ist. Gegenüber dem Stadtbad (an der Freiligrathstraße) sind seit langem die Foyers zum Mehrzwecksaal erkennbar, zur neuen Eickeler Straße hin entsteht der Bücherei-Trakt und längs der Shamrockstraße die Volkshochschule. Über allem wird sich 17 Meter hoch der Bühnenturm erheben.

Aber weder jetzt noch später, weder am Rohbau noch am fertigen Objekt, wird sichtbar sein, was alles an technischen, akustischen, elektrischen und elektronischen Besonderheiten und Extras in dem Gebäudekomplex steckt. Deshalb an dieser Stelle eine wenigstens grobe Übersicht.

Zunächst zum Saal und den Foyers. Im Ruhestand, wenn man so will, werden Bühne, Saal und Hauptfoyer eine einheitliche ebene Fläche bilden. Je nach Bedarf aber kann durch eine hydraulisch betriebene Maschinerie im Tiefgeschoß der Saalboden gehoben werden; er ruht auf vier separaten Hubelementen, sodaß zum Beispiel bei Theateraufführungen eine von

vorn nach hinten ansteigende Bestuhlung beste Sichtverhältnisse schafft. Bau und Montage der Hydraulik durch die Stuttgarter Spezialfirma Kleemann kosten rund 800 000 Mark. Baubeginn ist im November.

Versenkbar sind der Orchestergraben (das ist bei Musiktheateraufführungen notwendig) und die in zwei Podeste aufgeteilte Hauptbühne. Wichtig ist diese Möglichkeit nicht allein für den Theaterbetrieb. Bei Umbauten etwa im Saal - Tische und Stühle statt Sitzreihen - kann das Mobiliar gestapelt, aufgeladen, geradewegs auf die Bühne gefahren und von dort ins Magazin versenkt werden. Und umgekehrt. Denn das Saalparkett läßt sich ja auf eine Höhe mit Foyer und Bühne fahren; Stufen sind dann nicht zu überwinden, sodaß die Halle innerhalb kürzester Zeit für jeden Zweck umgerüstet werden kann - vom Tanzboden zur Kongreßhalle, vom Theatersaal zur Diskussions-Arena.

Das Fassungsvermögen der Halle wird den vielfältigen Zwecken so gut entsprechen wie die Technik. In den eigentlichen Saal passen 800 Plätze in Sitzreihen (hinzu kommen weitere 50 auf dem Orchestergraben). Wird die Wand zwischen Foyer und Saal versenkt, finden sogar 1200 Menschen ausreichend Platz, ohne sich die Knie an der Rückenlehne des Vordermannes zu stoßen. Und selbst an Tischen gehen gut tausend Menschen hinein.

Im Betriebsinneren - da, wo der Besucher allenfalls an Tagen der offenen Tür Zutritt findet - wird's kompliziert. Deshalb hat die Stadt Herne vorsorglich einen Fachmann engagiert, der bereits ab Installationsbeginn stets dabei ist: einen Beleuchtungsmeister von den Badischen Staatstheatern in Karlsruhe. Er trat schon Oktober seinen Dienst an, lernt schon während der Bauzeit die verwirrende technische Apparatur kennen, um sie zu

beherrschen, wenn der Betrieb dann im Frühjahr 1976 losgeht.

Die gründliche Vorbereitung wird auch nötig sein. Die Bühne etwa wird nicht nur versenkbare Podien haben sondern auch eine variable Portalöffnung; das heißt: Türme und Brücke, die das Guckloch des Zuschauers auf die Bühne ausmachen, lassen sich stufenlos von fünf mal neun auf 7,5 mal zwölf Meter verändern. Man wird nur wissen müssen wie.

Oder: als Bühnenlicht ist eine 423-Kilowatt-Anlage mit 100 Stromkreisen (von einer Lichtstellanlage aus elektronisch steuerbar) vorgesehen. In einer Speicherteilung können vier verschiedene Beleuchtungsprogramme gespeichert werden. Da muß natürlich ein Mann im Haus sein, der sich auskennt.

Das Haus wird eine elektro-akustische Anlage haben, die bis in den entlegensten Raum reicht, vor allem aber in die VHS, das Restaurant, das Foyer und in den kleinen Saal. Damit ist es beileibe nicht getan. Eine Regie-Gegensprechanlage verbindet den Inspizienten und den Regisseur mit den Technikern, Künstlern, Beleuchtern, Garderobieren. Je eine Lichtstell- und Lautsprecher-Anlage sind transportabel, damit bei Bedarf der kleine Saal, das Restaurant, die Foyers und andere Räume optimal ausgenutzt werden können.

Von vorneherein wurde an schwerhörige Besucher gedacht. Für sie ist die Erweiterung einer Mithöranlage am Inspizientenpult hinter der Bühne vorgesehen. Die Einrichtung beruht auf einem magnet-induktiven Verfahren, das ohne Kabelanschlüsse auskommt. So kann der Schwerhörige von jedem Platz aus das Geschehen auf der Bühne auch akustisch verfolgen (er braucht lediglich die fast schon übliche Fangspule am eigenen Hörgerät, die er sonst zum Telefonieren braucht).

Die Kosten für all das: rund 1,8 Millionen Mark. Aber damit ist es immer noch nicht getan, wenn das Haus den erwarteten Ansprüchen gerecht werden soll. Im 17 Meter hohen Bühnenturm etwa stecken die Voraussetzungen für den reibungslosen Szenenwechsel, nämlich 22 Handkonterzüge, ein Oberlichtzug und elf Prospektzüge auf der Hinterbühne (das sind die Einrichtungen des sogenannten Schnürbodens). Zum Brandschutz gehören eine Sprinkleranlage im gesamten Saalbereich und ein Asbest-Schutzvorhang (ein eisener Vorhang ist erst bei noch größeren Bühnen Vorschrift).

Nichts von alledem ist nur so aus Spaß am Spiel vorgesehen; alles wird eine Funktion haben, manches ist längst überfällig in Herne. Sobald das Kulturzentrum steht, kommen Tageskurse ins Programm, mehr wissenschaftliche Mitarbeiter stehen bereit, die Gesamtstundenzahl an Unterricht

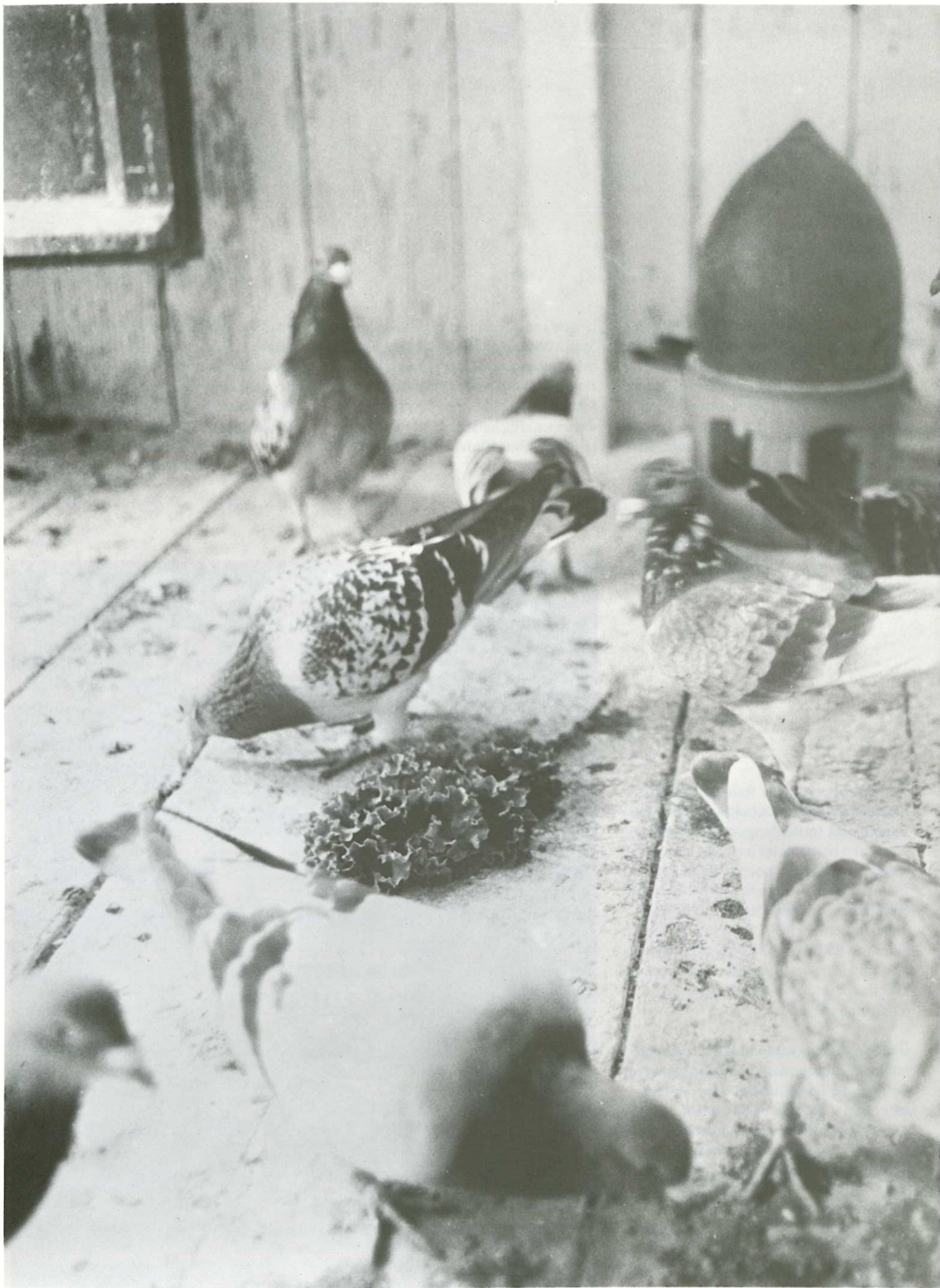
pro Jahr muß steigen. Aber nicht alles belastet allein das städtische Budget. Die Personalkosten zum Beispiel für den Stab der hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter (teils auch für die nebenamtlichen) übernimmt demnächst das Land.

Weiter geht es mit den technischen Raffinessen im Volkshochschultrakt, denn dort werden dem fortbildungswütigen Bürger des neuen Herne unter anderem komplett eingerichtete Fachunterrichtsräume für Biologie, Physik, Chemie und Bürotechnik, Werkräume für Holz-, Metall- und Papierarbeiten, ferner eine Lehrküche, ein Sprachlabor mit 25 Plätzen, eine Gymnastikhalle und ein Mehrzweckraum für Elektrotechnik, Elektronik und Meß- und Regeltechnik zur Verfügung stehen.

Das Sprachlabor wird mit Kassetten arbeiten (statt mit den herkömmlichen Spulen). So kann der Sprachschüler ohne weiteres aufs eigene Recordergerät den Unterrichtsstoff von der VHS-Kassette überspielen - mittels eines Schnellkopierverfahrens - und zum Studium nach Hause nehmen.

Für den allgemeinen Unterricht in der VHS ist natürlich außer den Fachräumen hinreichend Platz, für größere Zuhörerzahlen sogar ein Hörsaal mit ansteigendem Gestühl.





Geschichten und Dönkes
aus dem alten Sodingen

aufgeschrieben von Werner Rusch



VON WEISSE WIENA UND EDLE KRÖPPER

Elfhundertmetersohle, Blindschacht 16 b,
Schichtwechsel, zwei Schichtlöhner beim
Buttern.

„Ich hab ma gehört, dat ihr auf Conschtan-
tin Ratten gehabt habt.“ „Dat stimmt. Man
hat sich die tollsten Dinga von die Viecha
azählt. Besondas die Bremsa, die imma
Nachtschicht hatten, haben die richtig ge-
züchtet und dressiert. Der Resölb hat ma
erzählt, dat die Ratten vadammt intelli-
gent sind. Auch eine Rangordnung haben
die. Dat muß so sein, weil die imma in son
Rudel leben.

Sofort macht sich ein Männchen zum Allein-
herrscha. Auch nach unten wird die Reihen-
folge genau festgelegt. Der hat dat genau
beobachtet. Bei die Festlegung der Rang-
folge haben die richtige Kampfregeln. Also
begegnen sich zwei Rivalen, fletschen die

die Zähne und machen nen Puckel. Dann stellen se sich aufe Hintabeine und beginnen einen Faustkampf.“

„Du bis doch bekloppt!“ „Willze dat jetz hörn wat der Resölb da gesehn und erlebt hat, oda nich? Na also. Der Kampf vailäuft ohne Ringrichta streng nach den Rattenboxkampfregehn.“

„Mensch, ich wer varückt, wenn ich noch länga zuhör!“ „Dat hat der alte Resölb doch gesehn! Der Kampf is also zu Ende, wenn eine Ratte aufen Rücken fällt. Dann is Schluß und die haut ab. Die andere hat gewonnen.“

„Kerl, die hätten euch Conschtantina alle inne Klapsmühle stecken solln, statt nach Mont-Scheni zu valegen.“ „Du Asch, haß mich doch danach gefracht.“

Es ist siebenuhrfünfundvierzig. Aufregung herrscht im Saal. Die letzten Tiere werden gebracht. Dazu die ersten Verlosungspreise. Die Halter hetzen hin und her.

Da wirft einer noch etwas Grünes in den Käfig, dort einer eine Handvoll Heu. Dann übertönt eine schrille Frauenstimme alle Geräusche. „Hannes, von wem sind die Preise hier? Wer hat die denn gestiftet?“ Als ob Hannes da Interesse für hat. Sie bekommt keine Antwort. Hat wohl auch keine erwartet. Alle sind damit beschäftigt, letzte Hand anzulegen. Endlich sind alle Tiere in den Käfigen. „So, jetz liecht dat an dich. Blamier mich bloß nich.“, murmelt einer der Züchter und steckt seine Hände in die Tasche. Wo soll er auch jetzt damit hin?

Die Spannung steigt noch. Es ist eine eigentümliche Art, wie man sich jetzt unterhält. Man spricht, ohne zu wissen was. Man hört und hört doch nichts. „Hoffmanns Hermelinchen sind die besten,“ wispert einer. Von einer anderen Gruppe hört man: „Nee,



Tiere von Jungzüchtan werden genau so bewertet wie die von Altzüchtan. Geht doch nich anders. Stell dich ma vor, der würde seine Tiere bessa bewertet kriegn. Könnta Geschäfte mit machen. Die Jungen sind heute raffiniert. Machen die dat nich, macht der Alte. Wat meinze, kaufs da son Fünfundneunziga und dann stelle fest, soviel Ahnung haße doch, dat is höchstens nen Zweiundneunziga Kaufze doch nie wieda beim Jungzüchta.“

Von wieder einer anderen Gruppe klingt es: „Nein, die habn kein Gelenk anne Ohrnwurzeln. Dat is ma durch ne Muta-

zion entstanden und seitdem habn die Widda die runtahängenden Ohrn. Ach watt. Da muße ma die Englischen Widda sehn. Fuffzehn Zentimeta inne Breite und zweiundsiebzig inne Länge. Ein Ohr zwei Schuhsohln.“

Die Tiere sind unruhig. Das nervöse Hin und Her überträgt sich. „Zuviel Menschen“, scheint die einhellige Meinung bei ihnen zu sein. Doch das ist ja erst der Anfang.

Die Preisrichter, man hat zwei bestellt, sind immer noch nicht da. Na ja, es ist ja auch erst kurz vor acht. So ein Preis-



richter kann, wenn er es geschickt anstellt, dem Verein einen glatten Hunderter kosten. Das sind die festen Kosten von rund fünfundsiebzig Mark. Dazu kommen Frühstück und Mittagessen. Außerdem ein Gläschen Bier gegen die trockene Luft. Es summiert sich.

Dann treffen sie ein. Punkt acht Uhr. Jetzt verschiebt sich der Mittelpunkt. Die kleinen Stars sind abgemeldet, wenigstens im Augenblick. Der Auftritt eines Dirigenten kann nicht effektvoller sein. Sie treten ein und gehen, nein sie schreiten, und das mit einer Lässigkeit, das muß man sehen. Schon

sind sie eingekreist. Man kennt sich. Die ersten Sätze haben ihr Denkzentrum verlassen. Das muß ja toll sein. Man hört nur noch: „Iß kla. Haß recht.“ So und ähnlich.

Dann der Rundgang. Flüchtige Besichtigung. Wissendes Lächeln im Gesicht. Man zwinkert sich zu. Hier und da wird wohlwollend genickt. Runde beendet. Pause.

Dann treffen sie die Vorbereitungen zum Richten. Jeder an einen Tisch. Das erste Tier sitzt auf dem Tisch. Sie beginnen. Leicht und locker streichelt er über das Fell. Oft. Auch gegen den Strich. Bläst hinein. Fühlt

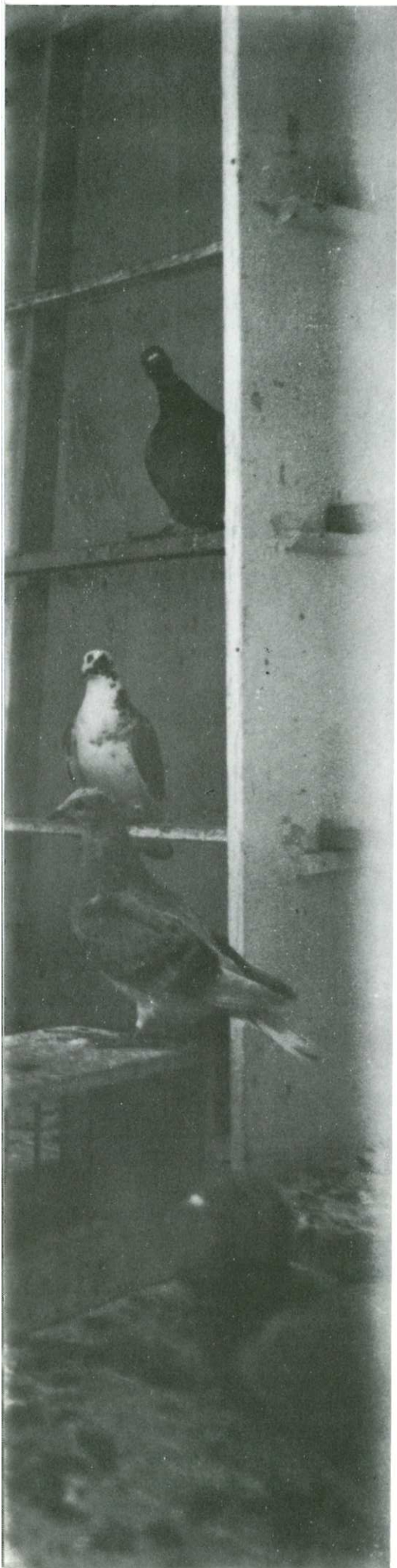
hier und da. Packt ihn im Nacken, kurz hinter den Ohren. Legt das Kaninchen auf das Kreuz. Zack! Wie der Dietrich, der Kran aus Schifferstadt seine Gegner. Das Bauchfell wird geprüft. Auch hineingeblasen. Alles andere kontrolliert. Umgedreht. Kurz angehoben und leicht fallengelassen.

Dann - ich habe mich nicht verhört - er spricht mit dem Tier: „Liebling, nu stell dich doch richtig hin. Ich weiß doch, dat du dat kannz. Du brauchst dich nich zu schämen.“ Der ist ja gar nicht so. Jetzt wo der richtet, sieht der nur noch das Kaninchen. Er ist ein Mensch, nein ein Kaninchenverehrer.

„Kann wech, und dann laß den nächsten kommen. Mensch, du Pflaume, so nimmst man doch kein Kaninchen außen Käfich. Los, dat macht jez nen andra. So, und du paß ma auf, wie man dat macht. Dat sind Tiere und keine Muttaklötzken. Kurz im Nacken gepackt, so wie ich dich dat jezt zeich, und aufen Rücken gedreht. Dann zügich außen Käfich raus. So kann die Hintaläufe nich spreizen und sich womöglich noch valetzen. Weita jezt. Bißken dünn. Hier kuck ma wie der die Vorderläufe setzt. Die stehn ja ganz nach innen. Soll ich etwa aufen Schein O-Beine schreiben?“ „Fürn Pott muß et auch watt gebn.“ Züchtergalgenhumor. „Dann tuen innen Pott und nich aufe Ausstellung. In Brambaua hat ich son ähnliches Tier. Da wa son Schreihals und meinte, dat Tier gehört unterm Tisch. Ohne Bewertung. Aba sechs Wochen späta hatta selbs gerichtet und wat meinze, vierundneunzich Punkte gibta dem Tier. Son Heini.“ Das Tier wird weggebracht. Urteil auf die Karte. Erledigt.

Der zweite Richter war in der Zwischenzeit nicht untätig. Er richtete Tiere der Jungzüchter. Er wird angesprochen. „Albert, der Scheck dahinten, is beim Einsetzen valetzt wordn. Ich hab dat





gesehen.“ „Dat wird sich gleich rausstellen, ob dat frisch is oda schon älta. Kuck ma die Häsin hier hat nen stärkeren Kopp als der Rammla, der vor ihr dran wa.“

Die Züchter sind ruhiger geworden. Unterhaltung kommt auf. Die Bewertungsarbeit steht nicht mehr so im Mittelpunkt. Es geht wie immer. Doch noch einmal drängt sich ein Richter nach vorn. „Du Hannes. Hee, Hannes Wawczyniak. Mensch, nu komm doch ma her. Hier kuck dich dat ma an. Aufen Schein steht Häsin. Hasse dat nich gesehn, dat dat nen Rammla is?“

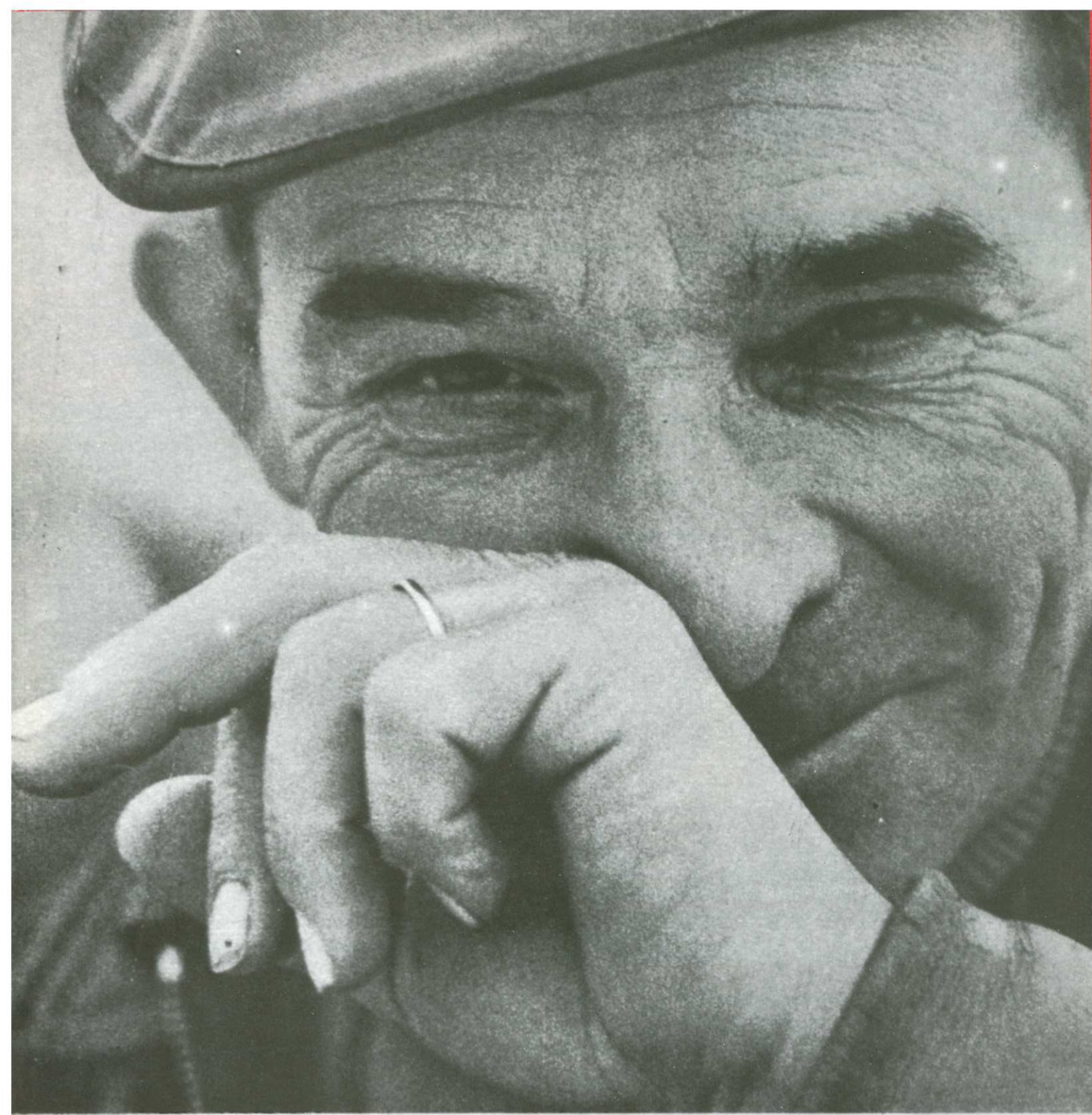
Da ertönt aus der Mitte des Saales ein furchtbarer Schrei: „A U! Du Sauhund! Der hat aba auch spitze Krallen. Mann, ich hab nen Gefühl, als wenna mich nen Nagel inne Hand gehaun hat.“ Das war Vereinsvorsitzender Wanda. Wie immer im unpassendsten Augenblick.

Ein anderer Züchter bestätigt, wie gefährlich Kaninchen sein können und erzählt: „Ker, ich hab ma nen Perlfah-Rammla gehabt. Ich kann euch wat erzähl. Der wa gefährlich alzn Schäfhund. Geknurr hat der, macht ihr euch kein Bild.“ Er macht es vor, und das hört sich tatsächlich gefährlich an. „Der hat aba nich lange gelebt.“

Ein Preisrichter räuspert sich, als Züchter Diehl mit einem Glas Pils vorbeikommt. Schnorrt dem das Pils ab. Nimmt einen tiefen Schluck. Nur noch der Boden bedeckt. Setzt das Glas ab und erzählt: „Unsa Vaein hat vierzich Tiere. Fünf Pokale warn zu holen. Drei warn für uns und zwei zweite Plätze. Staunze, wat wir für Material habn.“ Er lächelt stolz in die Runde.

Dann packt er das Tier, das er gerade bewertet und geht zu seinem Kollegen am anderen Tisch. Der Züchter hinterher. Richter zum Kollegen: „Albert, kuck ma der Gelbsilba hat nur einen Hoden.“ Der Züchter bescheiden: „Der hat schon vierundneunzich Punkte gemacht.“ Wird überhört. Die Richter sind sich einig.

Ich frage, was das bedeutet. „Todesurteil“, sagt einer. Es wird weiterbewertet. Preisrichter Albert: „Fürn Märztier is dat zu schwach. Kann ich nich machen. Ich hab als Preisrichta nen Namen zu valiern. Dat Tier hier vom April ist ja viel bessa.“ Ich ging und dort ging es weiter.



Von Helge Kondring

HEITKAMP*

Es gibt Firmen, die in ihrem Werbematerial gar nicht mehr ausdrücklich um Aufträge bitten. Die zählen einfach auf, was sie an Aufträgen bereits haben, was sie gerade bearbeiten oder bereits ausgeführt haben. Die Firma Heitkamp zum Beispiel, mit Sitz und Hauptverwaltung in Wanne-Eickel gibt jährlich eine Broschüre heraus,

rund 60 Seiten stark, in der ohne jeden Kommentar, ohne grafische Schnörkel aufgeblättert wird, wie das Unternehmen die letzten zwölf Monate genutzt hat. Zu je einem Farbfoto gehört ein knapper Bildtext. Die nächste Seite beschreibt bereits das nächste Projekt, an dem Heitkamp wesentlich beteiligt war.

Aber beileibe nicht jeder Auftrag erscheint in dieser Broschüre auch als Farbfoto. Am Bau von acht Kernkraftwerken hat Heitkamp 1973 mitgewirkt, die Hälfte davon erscheint nur in einem Inhaltsverzeichnis. An fünf Kraftwerk-Neubauten war die Firma beteiligt, nur zwei davon finden sich als Werbefoto wieder.



*
**BAUEN
MACHT
FREUDE**

Wieviel Papier müßte die Werbeabteilung von Heitkamp auch aufbringen, um wirksam zu verkaufen, was alles das Wanne-Eickeler Bauunternehmen baut. Und fast nichts ist vorstellbar, was es nicht anfassen und ausführen würde. So waren es 1973 unter furchtbar viel anderem eine Verpackungshalle für VW, ein Hochwasserent-

lastungsstollen der Schwelme, eine Hochofenanlage in Duisburg, in Tübingen der Schloßbergtunnel, eine Kunststoff-Fabrik in Rheinberg, ein Stück Sauerlandlinie bei Dortmund, in Bad Salzuflen eine Kurklinik und bei Wilhelmshaven im Meer eine Ölschlagbrücke.

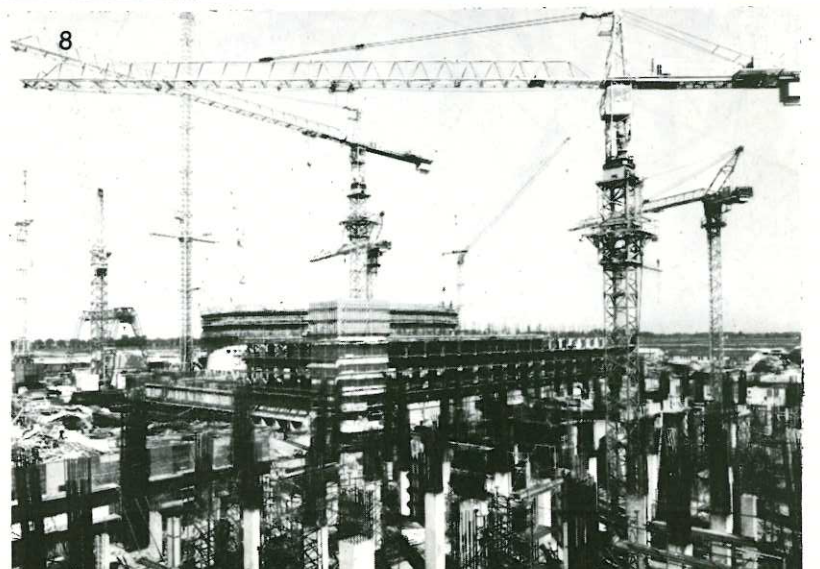
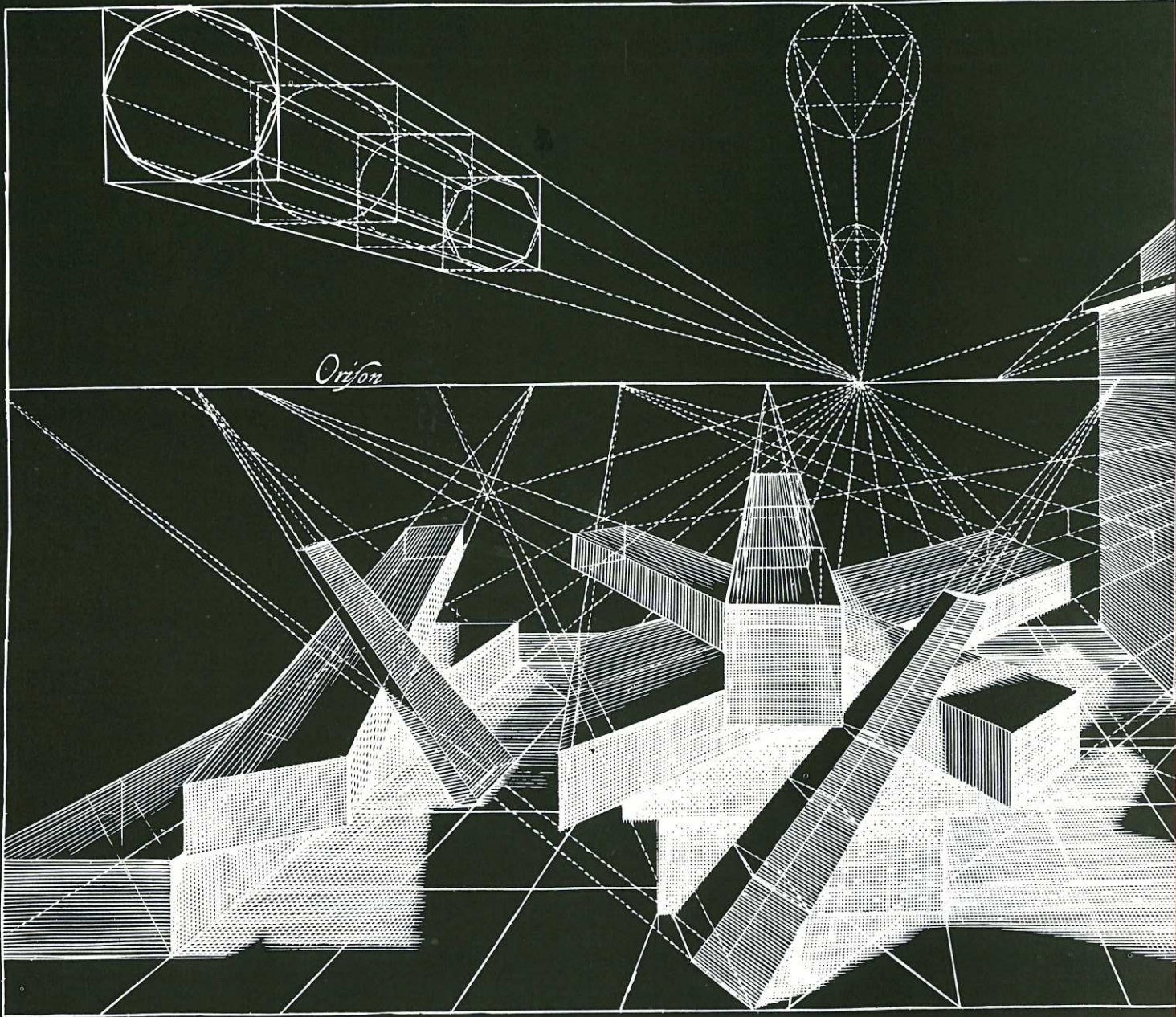
Aber so weit muß gar nicht gehen, wer die vielfältigen Aktivitäten der Firma selber sehen will. In Wanne ließ die Bundesbahn von Heitkamp den ganzen Hauptbahnhof heben, in Eickel baute Heitkamp das neue Geschäftszentrum, in Bochum eine S-Bahnbrücke, in Herne wesentliche Teile der Stadtbahn-Baulose II und III.



Illustration: Margarete Cramer



Von der Bohrinself bis zum U-Bahn-Tunnel –
Heitkamp macht alles.



Und natürlich ist das Bauunternehmen nicht nur im Inland beschäftigt. Im Jemen zum Beispiel, in Südarabien, sind die neue Straße von der Hauptstadt Sanáa nach Taizz und der Flughafen in Sanáa Heitkamp-Leistungen; in der tunesischen Sahara hilft Heitkamp beim Phosphatabbau; in Ecuador errichtete die Firma einen Staudamm, wie übrigens auch in Tunesien.

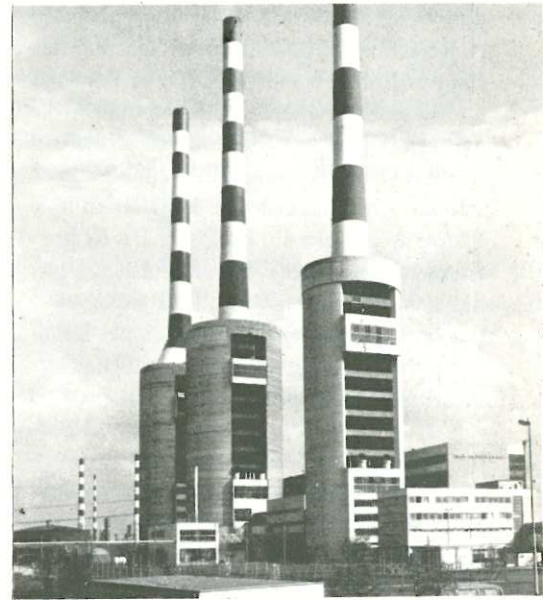
Das alles ist selbstverständlich nur ein Ausschnitt aus dem Arbeitsprogramm eines Jahres; allein die Reihe der Großprojekte ließe sich beliebig fortsetzen, die Heitkamp allein bewältigte oder in Arbeitsgemeinschaft mit anderen Unternehmen. Trotzdem sollte ein Bauvorhaben genannt werden, das später einmal als Jahrhundert-Projekt bekannt sein wird: die Unterfahrung des Ärmelkanals durch einen Eisenbahntunnel zwischen Dover und Calais. Und auch hier, bei der Realisierung eines Traums, den schon Napoleon geträumt hat, ist die Wanne-Eickeler Firma Heitkamp dabei.

Entstanden ist diese Firma vor nunmehr 82 Jahren auf dem alten Heitkampsfeld; Gründer war der Landwirt Engelbert Heitkamp; seine ersten Aufträge holte er bei den einstigen Kollegen, die ihn Kanäle und Straßen bauen ließen, um ihr Ackerland in Bauland umzuwandeln. Bald hatte sich die Firma als solide herumgesprochen, sodaß auch Zechen, Industriebetriebe und das Amt Wanne mit Heitkamp ins Geschäft kamen.

Dem Gründer folgte 1899 sein Sohn Heinrich. Als Zwanzigjähriger übernahm er (nach einer Lehrzeit am Wanner Bauamt) die Leitung des jungen Unternehmens. Runde 65 Jahre lang behielt er sie in seinen Händen. Die dritte Generation der Heitkamps, Robert und Heinrich, teilte 1964 das Gesamtunternehmen in zwei Aufgabenbereiche. Bruder Heinrich führt seitdem die Bauunternehmung Heitkamp in Wesseling, Bruder Robert die gleichnamige Firma in Wanne-Eickel.

Inzwischen hat bereits die vierte Generation Eingang ins Geschäft gefunden. Richard Heitkamp – seit einem Jahr mit dem Ingenieur - Diplom geschmückt – mußte gleich nach dem Studium in Hannover die Geschäftsführung in und gegenüber allen Arbeitsgemeinschaften übernehmen, in denen Heitkamp mit anderen Unternehmen steckt.

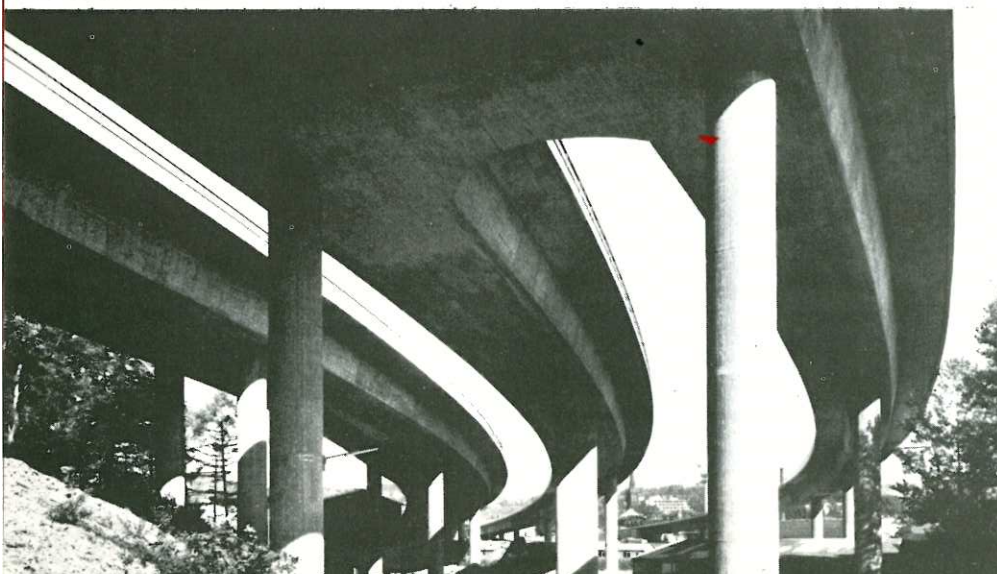
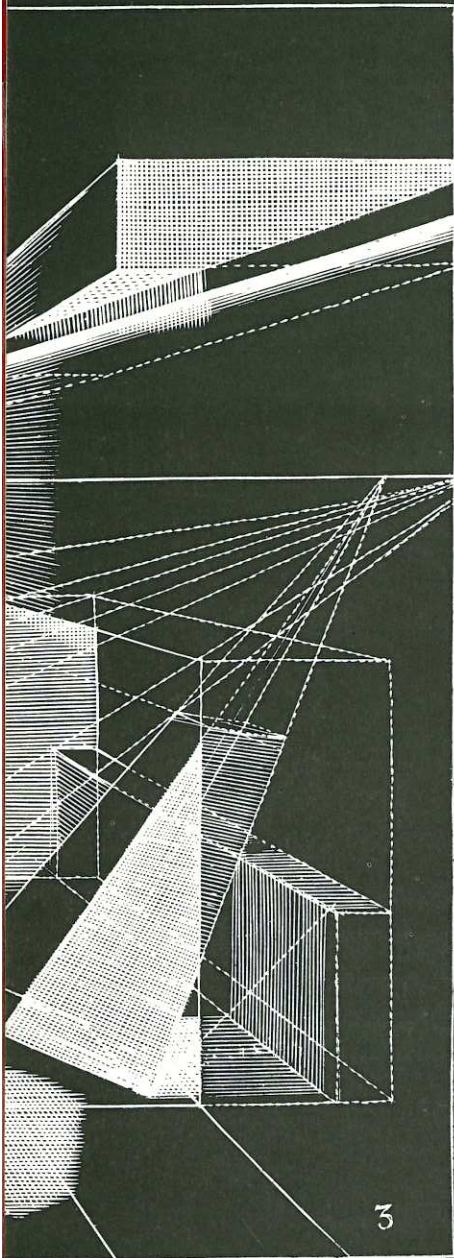
Für Wanne-Eickel und natürlich auch für das neue größere Herne ist Heitkamp einer der bedeutendsten Wirtschaftsfaktoren. Einschließlich der Niederlassungen und Beteiligungs- sowie Tochtergesellschaften beschäftigt die Firma rund achteinhalbtausend Menschen. Ein größeres Unternehmen gibt es im neuen Stadtgebiet nicht.



An der Landschaftsverbundenheit der Heitkamps, ihrer Bindung an das westfälische Industriegebiet, hat sich über dem unglaublichen Firmenwachstum nichts geändert. Das Verwaltungsgebäude steht da, wo einst der Bauer Heitkamp ackerte, und auch die Werkstätten und der Lagerplatz befinden sich auf dem Gelände des alten Heitkampschen Hofes (der auch Scharpwinckelhof genannt wurde).

Historisch genau genommen handelte es sich um einen „Halb Hofener“, ein Mittelding aus Hof und Kotten. Das Anwesen lag genau in dem Teil Bickerns, der wegen einer muldenförmigen Senkung Wande, später Wanne hieß. Von hier aus nahm Engelbert Heitkamp das Wagnis auf.

Wie die Zukunft des Unternehmens aussehen wird, ist so ungewiß wie alles sonst. Sicher scheint nur, daß auch die jüngeren Heitkamps bei der Devise geblieben sind, die in den Torbalken des Schulte-Gosewinkelschen Hofes (Nachbarhof der Heitkamps) geschnitten war: Durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten.



Notizen



HAUPTBAHNHOF. In ihrer letzten Ausgabe brachte „Unsere Stadt“ eine (mehrfach nachbestellte) Fotoreportage über den Hauptbahnhof Wanne-Eickel. Die Tonnage- und Umschlagzahlen, mit denen die Bilder unterlegt waren, betrafen ausschließlich das Ortsaufkommen in Wanne-Eickel. Tatsächlich spielt sich auf den Gleisen in Wanne weit mehr ab. Professor Dr. Köker (Bürgergemeinschaft Wanne-Eickel e. V.) hat sich für „Unsere Stadt“ die Mühe gemacht, die gesamten Aktivitäten des Bahnbetriebwerks zusammenzustellen. Hier in Auszügen sein Report:

Das Bahnbetriebswerk (Bw) Wanne-Eickel Hbf., sonst Heimatbahnhof für über 100 Dampfloks, ist - zugleich mit dem Abbau der Dampfloks - wieder mit Dieselloks und Elektroloks aufgestockt worden. Wenn die letzten Dampfloks das Bw Wanne-Eickel verlassen, wird an dere. Stelle fast die gleiche Anzahl Elektro- oder Dieselloks hier beheimatet bleiben. Im Bahnbetriebswagenwerk (Bww) sind 90 Triebwageneinheiten für den Personenzug-Nahverkehr beheimatet. Im Ortsaufkommen allein rangieren 150 000 Güterwagen rund 2,5 Millionen Fracht-Tonnen jährlich. Täglich jedoch werden im Verschiebebahnhof über die Ablaufberge bis zu 7 000 Wagen für rund 220 Güterzüge rangiert, d. h. in zwei Wochen wird bereits die „Jahresortsleistung“ Wanne-Eickels erreicht. Für weitere 190 Züge täglich - TEEM, Schnellgüterzüge (Sg) und Eilgüterzüge (Ne) - ist der Eilgutbezirk Drehscheibe und Zugbildungsbahnhof. 43 Prozent aller Eilgüterzüge im Bundesgebiet berühren den Wanne-Eickeler Hbf. Im gemischten Güterverkehr (Ganzzüge etc.) werden weitere 180 Züge in Wanne-Eickel Hbf. täglich behandelt. Die Stückgutumlade, eine von 27 im Bundesgebiet - mit der größten Umladehalle Europas - hat eine Stellfläche für 350 Waggons und schlägt täglich bis zu 1 300 Tonnen! um. „Last not least“ wickelt sich der Personenverkehr in Wanne-Eickel Hbf. über 122 Schnell-

und Eilzüge (D u. E) und 240 Nahschnell- und Nahverkehrszüge (N) ab. Alles in allem werden im Hauptbahnhof Wanne-Eickel täglich bis zu 1 100 Züge bewegt. Acht selbständige Dienststellen im Hauptbahnhof beschäftigten rund 2 700 Beamte, Angestellte und Arbeiter und machen daher 14 000 Bürger unserer Stadt von der Bundesbahn abhängig. Im gesamten Bundesgebiet ist die Konzentration der fünf Bundesbahn-Hauptbetriebsarten (Personen-, Eilgut- und Stückgut- sowie Verschiebebahnhof und Betriebswerk) auf einem Punkt einmalig. Bei den Fachleuten gilt daher der Wanne-Eickeler Hauptbahnhof als der „Größte Bahnhof im Bundesgebiet“. Das bisherige Attribut, „Stadt der tausend Züge“, behält auch im neuen Herne seine Gültigkeit. Also: „Herne, Stadt der tausend Züge“ . . . Wanne-Eickel macht's möglich.

PFEIFEN: An dieser Stelle war schon einmal von Pfeifen die Rede, genauer: von der Orgel der Laurentiuskirche und ihren Pfeifen. Unsere Information hatten wir einer der in Wanne-Eickel erscheinenden Tageszeitungen entnommen. Leider war der Zeitungsbericht ungenau, und damit auch unsere Übernahme. Der Orgelbau-Sachverständige Wilhelm Verhasselt, den die Laurentius-Kirchengemeinde mit allen Fragen des Orgelbaus betraut hat, war so nett, uns zu berichtigen. Hier seine sachverständige Beschreibung des Vorgangs:

Die Orgel der St. Laurentiuskirche in Wanne-Eickel, erbaut 1898, ist in weitem Umkreis die einzige Orgel aus dem 19. Jahrhundert, die ohne Veränderungen durch Umbau oder Kriegseinwirkung die Zeiten überdauert hat. Die Mär, daß hier jemand irgendwann heimlich ritzeratze voller Tücke in die Orgel eine Lücke gesägt und somit aus einem Orgelgehäuse zwei gemacht hat (wütend nagende Kirchenmäuse?), läßt sich anhand der erhaltenen Werkstattzeichnung von 1897 widerlegen. Daß die Orgel nun seit einiger Zeit

stumm ist, liegt einzig und allein am Ausfall der technischen Funktionen innerhalb des veralteten Traktursystems. Bei der Planung des Umbaus galt es, das Werk in musikalischer, akustischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht umzugestalten. Nach der Fertigstellung der Orgel übernimmt das Landesdenkmalamt Münster die Wiederherstellung der ursprünglichen neogotischen Farbfassung an den übrigens ganz aus massiver Eiche gefertigten Gehäuseteilen.

HAUPTSTRASSE. Aus Mönchengladbach erreichten uns zur letzten Ausgabe der Bürger-Illustrierten einige Hinweise von Wanne-Eickels ehemaligem Oberstadtdirektor Dr. Wilhelm Elbers, heute (und zwar seit Februar 1959) Verwaltungschef in Mönchengladbach. Angeregt zu seinem Brief an die Redaktion hatte ihn im geschichtlichen Teil dieser Ausgabe das doppelseitige Foto der alten Eickeler Kaiserstraße (heute Hauptstraße). Elbers: „Auf der linken Seite wird das heute noch vorhandene Haus Hauptstraße 22 angeschnitten, das sich in meinem Eigentum befindet. Die beiden folgenden Häuser waren damals im Eigentum meiner Schwiegermutter und meiner Frau. Auf der rechten Seite befindet sich das Haus Hauptstraße 19, das heute noch steht und bis vor einigen Jahren sich im Eigentum der Geschwister Hahn befand. Das Bild stammt etwa aus den Jahren 1924/25.“ Aber auch einige Korrekturen zu dem Bericht „Opposition - gibt's die?“ meldete uns Elbers: „Dort ist vermerkt, daß ich am 31. 3. 1947 zum Oberstadtdirektor der Stadt Wanne-Eickel gewählt worden bin. Das trifft nicht zu. Meine Wahl erfolgte am 28. 5. 1947; der Dienstantritt am 16. 6. 1947. Es trifft weiterhin nicht zu, daß ich die volle Amtszeit, d. h. bis zum 15. 6. 1959, auf dem „Posten“ geblieben bin. Genau 4 Monate vor Ablauf meiner 12-jährigen Dienstzeit bin ich am 15. 2. 1952 dort ausgeschieden, um am 16. 2. 1952 meinen Dienst als Oberstadtdirektor der Stadt Mönchengladbach anzutreten.“

HERNE

ANNO DAZUMAL

Bekannt ist der Name Sodingen bereits seit dem 11. Jahrhundert. Das geht aus dem Heberegister der Benediktinerabtei zu Werden hervor, in dem von einem Höfner in Sothinke die Rede ist. Professor Dr. Franz Darpe, einstens Gymnasialdirektor in Coesfeld, schrieb um 1906 in seiner Geschichte des Landkreises Bochum, der inzwischen untergegangene Rittersitz Sodingen habe auf der Höhe nordöstlich von Schulzenhofe gelegen und sei 1313 im Besitz des Adam von Sodingen gewesen. Jedoch schon im 16. Jahrhundert starb die Familie von Sodingen aus, und ihr Besitz ging über an Walter von Loe (1556 bis 1589), der auch Herr zu Dorneburg war.

Aber auch in der Familie von Loe blieb der Besitz nicht allzu lange. Schon 1632 wird das Gut als „ein Sattelgut, den Erben Dalwik zu Herbede zu Knippenburg gehörig“ verzeichnet. Wenige Jahre darauf geht der Sodinger Besitz an Konrad von Strünkede über und wird von diesem mit Strünkede selbst vereint. Dabei blieb es bis 1786. In diesem Jahr wird als neue Besitzerin des Sodinger Gutes die Freifrau von Düngelen zur Wiesche genannt.

Eine Deutung des Namens Sodingen - dasselbe gilt auch für Gysenberg - ist umstritten. Die Schreibweise beider Namen taucht in alten Urkunden in den verschiedensten Formen auf, und eine eingehende sprachwissenschaftliche Betrachtung wäre für den historischen Alltagsbedarf sowohl zu lang als auch zu langweilig.

„BAD‘ SODINGEN

Vom Dorf über den Bergbau
zurück zur Natur

Der Name Gysenberg erscheint zum ersten Mal 1217 in Fahnes Wappengeschichte. Nach der „Westfälischen Geschichte“ des Dietrich von Steinen war Gysenberg „ein Rittersitz, eine Stunde Weges von Castrop und eine halbe Stunde von Herne, an der Schmedebecke gelegen.“

Andere alte Überlieferungen berichten von einer Wasserburg, deren Gräfte von dem Wasser der Schmedebecke (Ostbach) gespeist wurde. Der Letzte der Familie von Gysenberg, der Hildesheimer Domherr Adolf Arnold Robert (1651 bis 1725), lebte auf Haus Henrichenburg, das den Gysenbergern seit 1480 gehörte. Nach dem Tod des Domherren fiel das Gut Gysenberg 1725 durch Erbschaft an die Grafen von Westerhold. Diese ließen es durch Rentmeister verwalten. Noch bis zum Ankauf des Gutes 1927 durch die Stadt Herne gab es eine Renteverwaltung; sie lag in den Händen der Familie Galland.

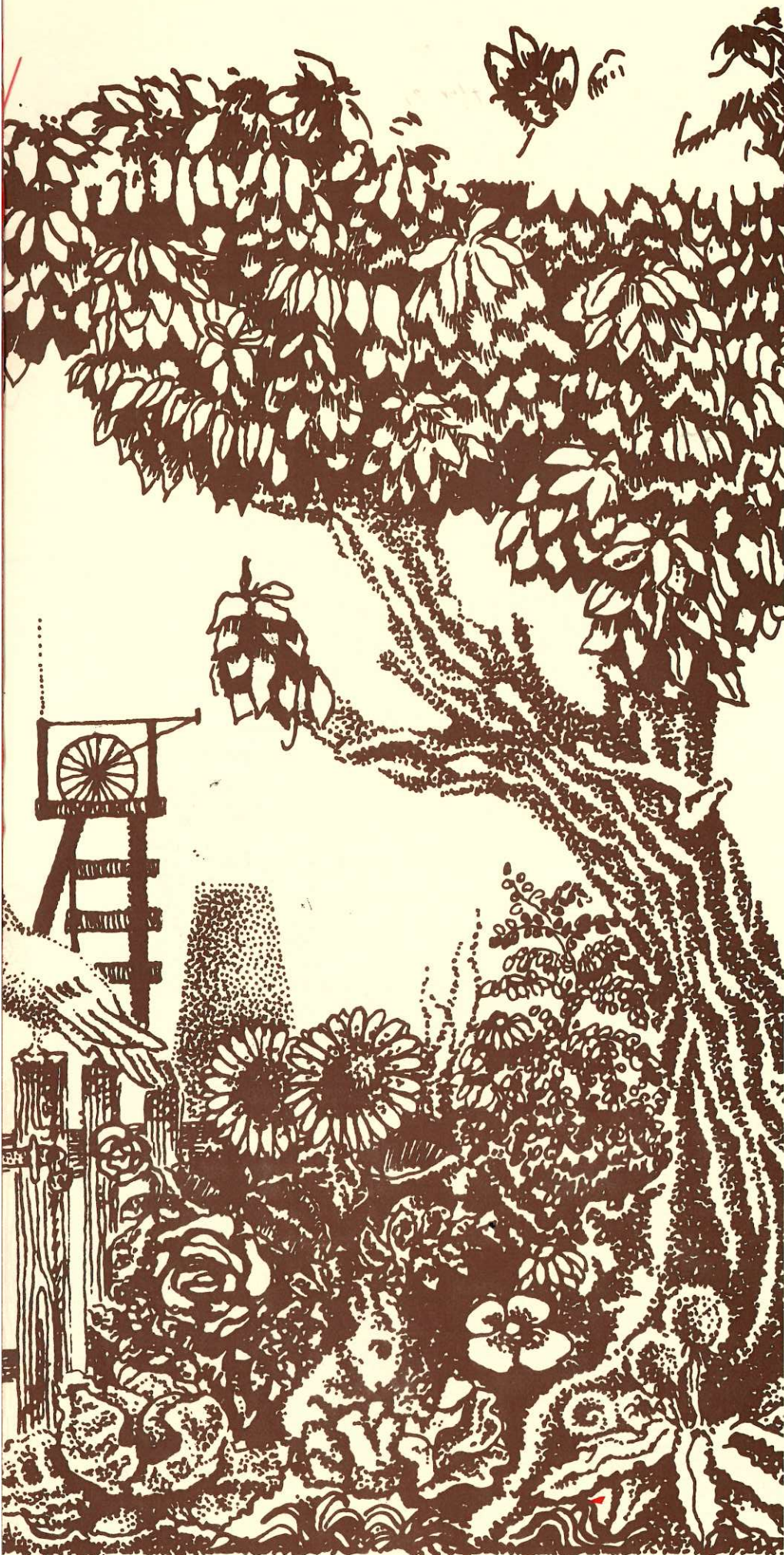
Übrigens war Gysenberg über Jahrhunderte hinweg eine selbständige politische Gemeinde. Erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, 1844, wurde sie mit Sodingen zu einer Gemeinde zusammengefaßt.



Von Günther Schulz



Illustration: Margarete Cramer



Aus ihrer ländlich-beschaulichen Ruhe wurden Sodingen und Gysenberg später als andere Gemeinden in der Nachbarschaft gerissen, denn erst im Jahre 1875 nahm der erste in Sodingen abgeteuft Bergbauschacht, Schacht I der Zeche Mont-Cenis, die Kohleförderung auf - um auch gleich die erste schwere Krise zu erleben: denn seit der Jahreswende 1873/74 war auch in Deutschland einem Zusammenbruch der Aktienkurse eine allgemeine Wirtschafts-Depression gefolgt. Die Aufträge blieben aus, Neugründungen brachen serienweise zusammen, die Betriebsschließungen überstürzten sich. Um 1885 etwa wurde der niedrigste Stand der Kohlen- und Eisenpreise erreicht.

Insgesamt vergingen nach dem Beginn der Krise runde 20 Jahre, bis ihre Auswirkungen überwunden waren. Auch Mont-Cenis in Sodingen gehörte zu den vielen Zechen des Reviers, die sich nur mühsam über Wasser hielten während dieser Krisenjahre. Unter anderem deshalb konnte erst 1897 der neue Schacht II in Betrieb genommen werden, der zur Entlastung von Schacht I unbedingt nötig war.

Politisch gehörte die Gemeinde Sodingen mit Börnig und Holthausen bis zum 1. April 1902 zum damaligen Amt Castrop. Von diesem Zeitpunkt an bildeten die drei Gemeinden einen eigenen Amtsbezirk, dessen Gesicht fast ausschließlich vom Bergbau geprägt war. Die typischen Zechenkolonien, die damals rund um Mont-Cenis entstanden, zeugen noch heute davon. An der Thorner-, Olpener-, Händel-, Wilhelm-Busch- und Uhlandstraße, um nur einige zu nennen, wuchsen sie flotter als Pilze aus der Erde; schön sind sie nicht, und sie waren es auch nie, aber es ließ sich darin wohnen.

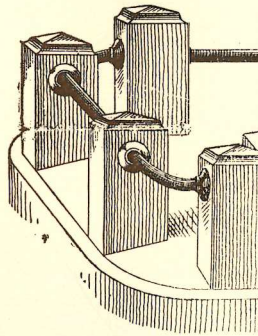
Nach der Jahrhundertwende, im Jahre 1906, wurde auch der öffentliche Personennahverkehr ausgebaut. Die Emscheraltbahn, mit einem Bahnhof in Börnig, wurde durch die Straßenbahnlinie Herne-Sodingen ergänzt. Vier Jahre später, 1910, kam dann auch die Fortführung dieser Linie nach Castrop zustande.

Das ehemalige Kaiser-Wilhelm-Denkmal
~~in Sodingen, eine Bushaltestelle er-~~
~~innert daran noch heute.~~

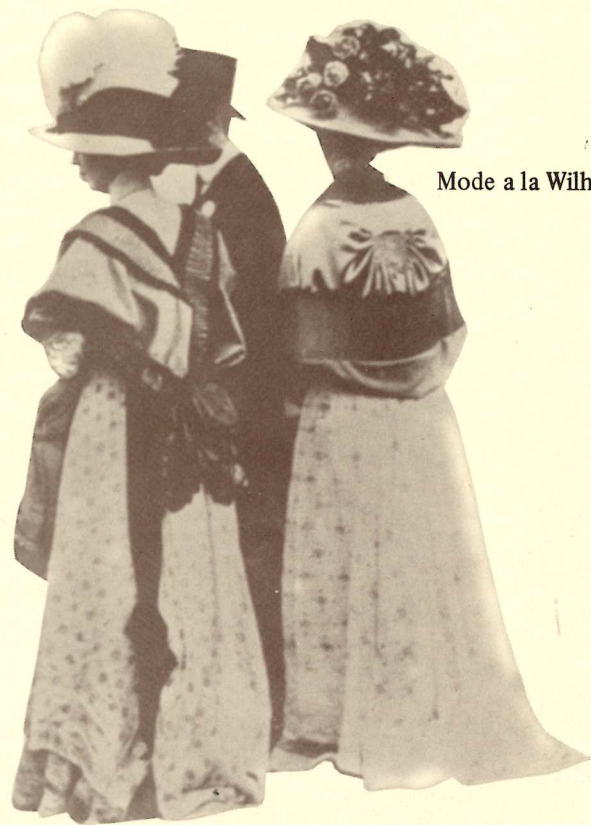
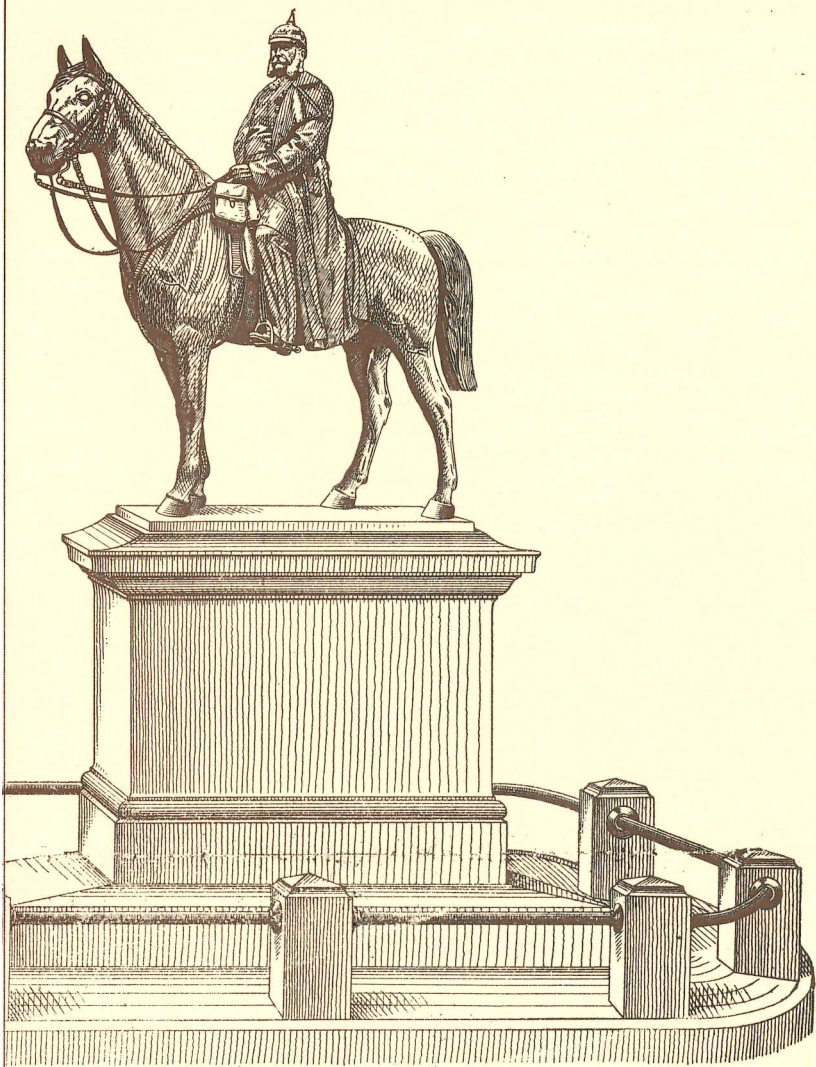
in Herne, Schreierstr.

Kolonie-Häuser an der Pieperstraße
in Constantin – Erbstücke aus Hernes
Gründerzeit.

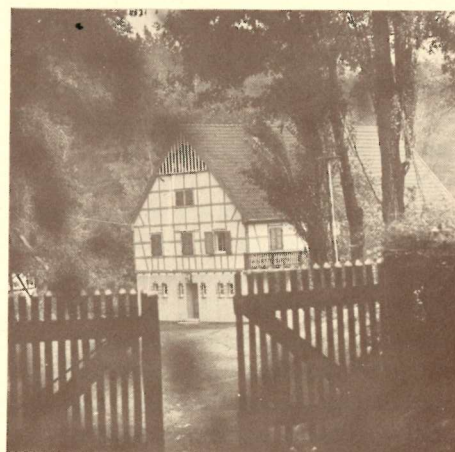
Massiv wie eine Ritterburg: der Aufgang
zum Bismark-Turm.



Publikumsmagnet Nummer 1 war in So-
dingen auch früher schon der Fußball.
Unser Bild zeigt Zaungäste des SV.



Mode a la Wilhelm zwei.



Früher beherrschten Zechen das Stadtbild (auf unserem Foto „Mont-Cenis“), heute dominieren Grün- und Erholungseinrichtungen.



Erwähnt zu werden verdient aus dieser Zeit vor allem der Amtmann Max Wiethoff, der wegen seiner unbürokratischen Entschlußfreudigkeit auch bei der Bevölkerung in Sodingen sehr beliebt war. Er war es, der es fertigbrachte, den Beimberg mit seinem alten Buchenbestand zu einem Volkspark mit Aussichtsturm umgestalten zu lassen. Bei schönem Wetter kann der Besucher noch heute von dort aus bis weit in die Haardt hineinsehen.

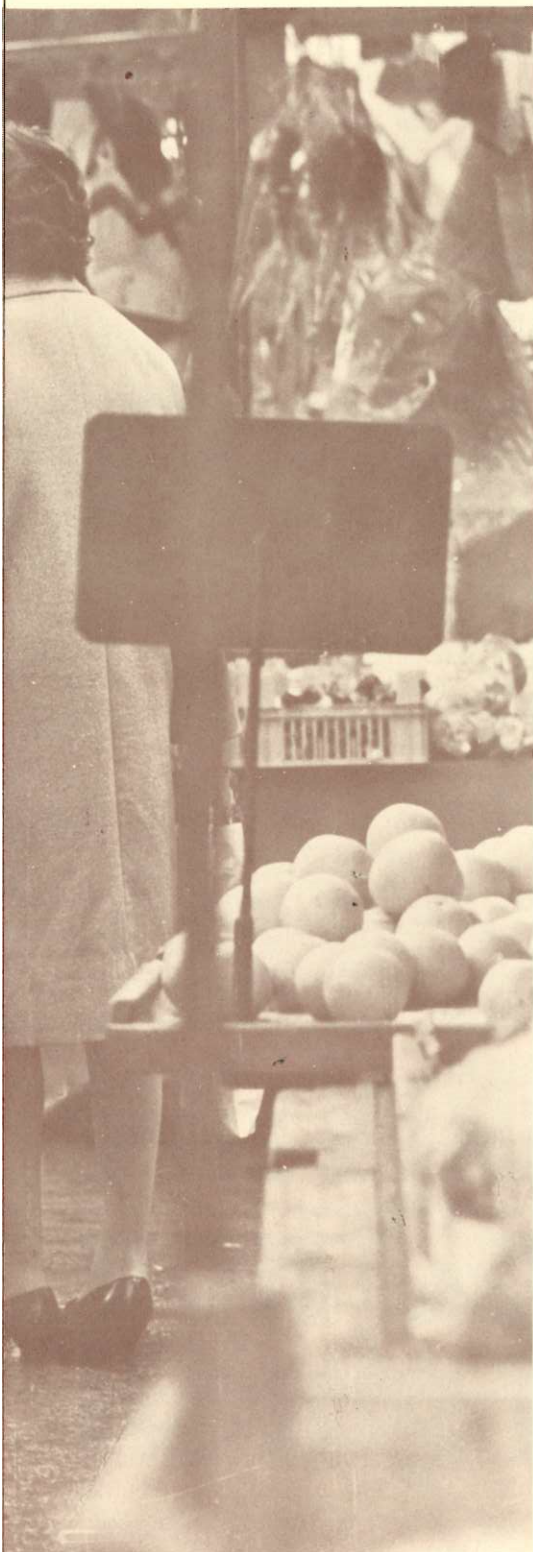
Wie überall sonst unterbrach auch in Sodingen der Erste Weltkrieg die bauliche Entwicklung, und erst im Jahre 1919 bis

1923 kam der Wohnungsbau wieder auf die Beine - um dann erneut liegen zu bleiben, weil gerade wieder mal Krisenzeit war. Und weil die französische Besetzung (1923/24) der Entwicklung des Ortes auch nicht gerade dienlich war.

Aber die Franzosen alleine waren es gar nicht. Die drohende Eingemeindung - es war gerade die zweite Neuordnungswelle dieses Jahrhunderts in Gang gekommen - bremsste alleine schon das Entwicklungstempo in Sodingen und in anderen Gemeinden des Amtes. Umstritten war zunächst lediglich, wer von den größeren

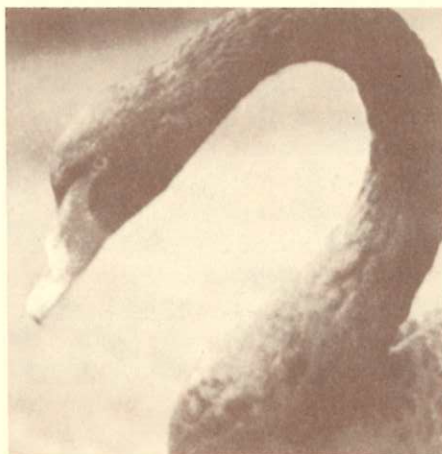
Nachbarn Sodingen eingemeinden werde: Herne oder Castrop. Herne machte das Rennen: am 1. April 1928 wurde die Eingemeindung vollzogen. Der Grundstein zur Entwicklung der späteren Großstadt Herne war gelegt.

Ein halbes Jahr zuvor schon, im September 1927, war der Gysenberger Wald in das Eigentum der Stadt Herne übergegangen, und im April 1928, genau zum Zeitpunkt der Eingemeindung Sodingens nach Herne, öffnete die Stadt Herne den Gysenberger Wald der erholungsbedürftigen Bevölkerung als öffentlichen Park.



Zum Gut Gysenberg gehörten damals noch zwei Mühlen, eine Kornmühle, die heute als Fachwerkhaus gegenüber den Teichen erhalten ist, und die schon vor langer Zeit abgerissene Ölmühle, die früher einmal am östlichen Ufer des Ostbaches in Höhe des Forsthauses gestanden hat.

Eine besondere Attraktion erhielt der Gysenberger Wald im Jahre 1934: ein Tierpark wurde eingerichtet. Leider verfielen die Tiergehege und fast sämtliche Gebäude des Tierparkes während des Zweiten Weltkrieges, nachdem sie



zuvor unter vielen Opfern und Mühe erstellt worden waren. Erst nach dem Krieg, 1951, konnte die Stadt Herne mit dem Aufbau eines neuen, des heutigen Tierparkes beginnen.

Über die Grenzen des Reviers hinaus wurde Sodingen in den fünfziger Jahren bekannt: durch die Fußballmannschaft des SV Sodingen. Ballartisten wie Adamik, Harpers, Cieslarczyk und Sawitzki machten den Herner Ortsteil Sodingen zu einem Begriff in der Fußballwelt. Wer heute von Sodingen und vom Gysenberg spricht, denkt aber wohl weniger an den

Fußball als an den beeindruckenden Freizeit- und Erholungspark mit seinen Attraktionen wie Eissporthalle, Wellenbad, Aktivarium und Freizeithaus; der Revierpark Gysenberg ist heute eines der meistbesuchten Freizeitzentren im gesamten Ruhrgebiet.

Wer sich ein Bild über die Entwicklung des heutigen Herner Stadtteils Constantin machen will, der muß auf die Landschaftsgeschichte, die Geschichte der Herner Mark und auf die Entstehungsgeschichte der Bergarbeiterkolonie dort eingehen. Bereits vor dem 16. Jahrhundert gab es in der Gegend in und um Constantin neben Privat- und Lehnsbesitz auch Gemeinschaftsbesitzungen. Die größte und wertvollste war ohne jeden Zweifel die Herner Mark, die zum Teil auch den Hiltropern gehörte. Es handelte sich um ein großes, mit Eichen und Buchen bestandenes Waldgebiet zwischen dem Gysenberg und Hiltrop. Der immer noch vorhandene Constantiner Busch und der Düngelbruch sind klägliche Reste davon.

Genutzt wurde die Herner Mark von den Bauern aber weniger zur Holzgewinnung als für die Schweinemast. Die reichlich anfallenden Eicheln waren nämlich ein vorzügliches und begehrtes Schweinefutter.

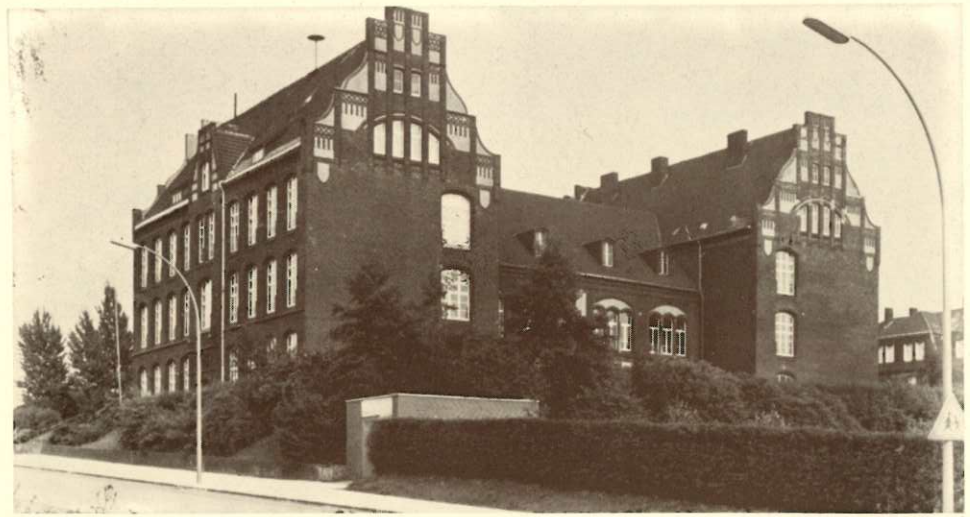
Im übrigen waren die Nutzungsregeln, nach denen die Markgenossen aus Herne und Hiltrop ihren Wald nutzten, im sogenannten Markenbuch haargenau beschrieben und festgelegt. Das Ende der Herner Mark als eines gemeinsamen genossenschaftlichen Besitzes kam mit Friedrich dem Großen, König von Preußen. Er hatte ihm Jahre 1765 durch das sogenannte Teilungs-Edikt die Möglichkeit geschaffen, Gemeinschaftsbesitz aufzuteilen, und die Markgenossen in Herne und Hiltrop machten bald Gebrauch davon.

Mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam auch für den heute Constantin genannten Ortsteil eine Strukturwende. Bis dahin hatten jahrhundertlang die Bauern traditionsgemäß ihre Äcker bestellt, aber damit hatte es innerhalb weniger Jahrzehnte dann ein Ende. Der Einbruch des Industriezeitalters in den landwirtschaftlichen Charakter der Region hatte auch in dieser Herner Gegend endgültig begonnen.

Der größte Teil des Constantiner Busches fiel im Jahre 1893 den Zechengründungen zum Opfer. Hier zum Beispiel wurde der Constantinschacht IV niedergebracht, und ab 1895 schließlich wurde hier die erste Kohle gefördert, zugleich Schacht V abgeteuft. Mit dem Zeitpunkt ihrer Inbetriebnahme brauchte die Zeche Constantin IV/V natürlich mehr Arbeitskräfte, als in der näheren Umgebung aufzutreiben waren. So mußten Arbeiter in anderen Gegenden Deutschlands und auch im Ausland angeworben werden. Für die Zechenleitung bestanden die Schwierigkeiten weniger darin, ausländische oder ostdeutsche Arbeiter anzuwerben, als darin, ihnen und ihren nachrückenden Familien ausreichend Wohnraum zu beschaffen. Unter diesem akuten Druck wurde die Kolonie Constantin ab 1897 förmlich aus dem Boden gestampft. Und immer neue Straßen wurden angehängt, immer neue Häuser vom selben eintönigen architektonischen Schnitt aufgereiht.

Abgerundet wurde die Kolonie 1902 durch den Bau eines großen Schulgebäudes zwischen Hermann- und Kronenstraße. Die Doppelschule war so groß, daß sie sogar noch die hochgelegene Kolonie überragte. Weithin sichtbar kündete sie vom neuen Constantin. Später, 1908, kam die Waldschule, ein Kleinkindergarten, an der Wiescherstraße hinzu.

Unübersehbare und unvergeßliche Verdienste für das soziale Gefüge der neuen, künstlich aufgeblähten Ortsteile wie Constantin kommen dem damaligen Generaldirektor der Gewerkschaft Constantin, Hermann Pieper, wie auch seinem viel zu früh verstorbenen Sohn und Nachfolger zu. Sie errichteten die ersten evangelischen und katholischen Kleinkinderschulen, sie organisierten Nähschulen für Bergarbeiterfrauen, Krankenpflegedienste in den Kolonien, und Hermann Pieper war es auch, der hinter der Waldschule ein großes Waldgrundstück aufkaufte, und es zu einem Arbeiterpark ausbauen ließ. Alles aus Mitteln der Gewerkschaft Constantin. Heute erinnern an die Piepers in Herne-Constantin die Namen zweier



parallel verlaufender Koloniestraßen, nämlich die Hermann- und die Pieperstraße.

Wie Sodingen wurde schließlich auch Constantin durch eine Straßenbahnlinie mit dem Herner Stadtkern verbunden. Am 21. Oktober 1908 fuhr zum ersten Mal eine Straßenbahn vom Kirchplatz in Herne bis zur Kolonie; sie wurde später bis Gerthe durchgeführt. Im Ersten Weltkrieg diente diese Straßenbahnlinie aber nicht nur der Personen- sondern auch der Kohlenbeförderung. In Constantin IV/V wurden die Kohlen aus einem Verladebunker über eine Holzbrücke aufgeladen und dann über die Wiescherstraße bis zur Bismarckhütte in Weitmar geschafft.

Wahrzeichen der Kolonie Constantin war jahrzehntelang der Wetterschacht XI an der Ecke Mühlhauser/Gysenbergstraße. Mehr noch als die Doppelschule kennzeichnete er diesen Herner Ortsteil. 1964, haargenau 50 Jahre nach seiner Errichtung, wurde er wieder abgebrochen. Lebendiges Constantiner Denkmal ist die an der Mühlhauserstraße liegende Gastwirtschaft Voss am Gysenberg. Die heutigen Besitzer sind Nachkommen der letzten bäuerlichen Eigentümer dieses Anwesens.

Mitte der Zwanziger übernahm die Stadt Herne von der Arbeiterwohlfahrt das Licht- und Luftbad zwischen Wiescherstraße und Landwehrweg, um es zu einer

Tagesheilstätte auszubauen. Der erweiterte gesamte Bau hatte im Endausbau einen U-förmigen Grundriß und war mit Planschbecken, Liegehallen sowie Spielplätzen für Kinder ausgestattet; im Zweiten Weltkrieg wurde diese Heilstätte so stark beschädigt, daß sich ihr Wiederaufbau zunächst nicht mehr lohnte.

Ebenfalls während des Zweiten Weltkrieges wurde zwischen Constantin und Mont-Cenis eine Zechenverbindungsbahn angelegt, wegen der Zechenstilllegungen später aber wieder abgebrochen und 1972 zu einem Wanderweg ausgebaut. Im Gegensatz zu weiten Teilen des übrigen Herne hatte Constantin nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst große Kriegsschäden zu beseitigen. Die eigentliche Neubautätigkeit setzte erst nach der Währungsreform ein, aufgelockerte moderne Wohnviertel entstanden. Bei dieser Gelegenheit sollte auch die neue katholische Kirche St. Conrad an der Kronenstraße nicht vergessen werden, deren Konsekration in das Jahr 1955 fiel.

Zur selben Zeit setzte im Bergbau des Ruhrreviers das große Zechensterben ein, und es macht auch vor der Schachtanlage im Constantiner Busch nicht halt. Am 22. August 1955 wurde der Förderbetrieb eingestellt, die einseitig auf den Bergbau ausgerichtete Wirtschaftsstruktur in Constantin brach zusammen, die meisten Erwerbstätigen unter den Bürgern in diesem Ortsteil kamen um ihren Arbeitsplatz.

Die Constantinschächte wurden 1967 und 1968 zugeschüttet und ihre Fördertürme mitsamt den Übertageanlagen wurden abgebrochen. Längst steht auch jene riesige Doppelschule zwischen Hermannstraße und Kronenstraße nicht mehr (sie wurde in den Monaten Mai/Juni 1973 abgebrochen). So erinnert an die Bergbauergangenheit, an das explosive Wachstum des Ortes um die Jahrhundertwende nur noch das typische Bild der Koloniehäuser mit den Ställen im Hof.



Auch ohne Ahnenforschung: nach Ahnen wird immer geforscht. Hier ein Blick ins Herner Standesamt-Archiv.

Von Friedrich-Wilhelm Siepmann

Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen..

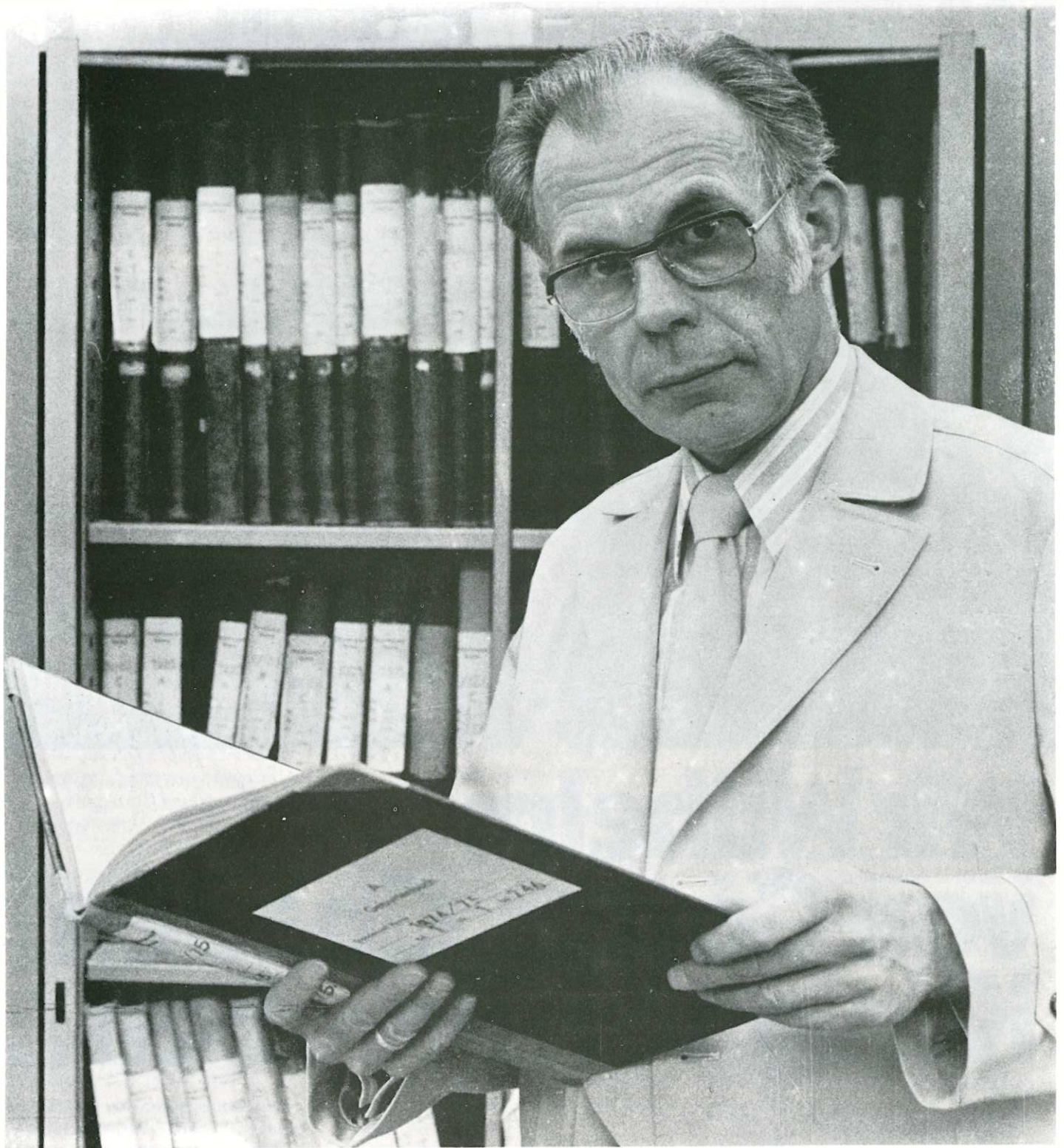
Wer aus dem Stegreif nach einer Bekanntschaft mit einem Hundertjährigen gefragt wird, schüttelt durchweg erstaunt den Kopf und verneint. Und doch hat jeder es, kaum daß die ersten Schreie verhallt sind, mit einem rüstigen Greis zu tun, der sein 100. Wiegenfest am 1. Oktober feiern konnte. Die Rede ist vom Standesamt. Denn am 1. Oktober anno 1874 trat das „Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung vom 9. März 1874 für die Königlich-Preußischen Staaten“ in Kraft. „Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen, verordnen . . .“ heißt es einleitend

Seit dem Inkrafttreten des Gesetzes hat sich im Standesamtswesen mancherlei verändert. So fungieren Standesbeamte, deren es beim Herner vier, beim Wanne-Eickeler Standesamt drei gibt (dazu gesellen sich je vier Angestellte) keineswegs nur als Lotsen in den Ehehafnen. Verwaltungsarbeit hat die Oberhand gewonnen, und der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf dem Gebiet der Beurkundungen.

Beim Standesamt werden Geburten und Sterbefälle registriert und beurkundet, Trauungen vorgenommen, „Personenstandsfälle“ registriert. Bis zur Einrichtung der Standesämter hatte die Führung

von Personenstandsfällen und des Standesregisters in Händen der Pfarrämter gelegen. Mit dem neuen Gesetz wurde die Führung von Geburts-, Heirats- und Sterbebüchern, neuerdings auch des Familienbuchs, zur Angelegenheit des Staates. Der Staat wiederum überträgt die Aufgaben der Gemeinde. Daraus erklärt sich eine merkwürdige Souveränität des Standesbeamten, der sozusagen freie Hand hat, eigenverantwortlich arbeitet und Weisungen des Hauptgemeindebeamten nur bedingt unterliegt.

Mit der Einrichtung der Standesämter zog heilsame Bürokratie ein. So war es vorbei mit der beliebigen Schreibweise von Namen,



die zu Beginn des 19. Jahrhunderts keiner Regelung unterlag. 1816 war ein Namensregister erschienen, das gewissermaßen zu einer „Versteinerung“ der Namensschreibweise führte. Mit dem Zuzug von Millionen Gastarbeitern aus vieler Herren Länder kam aber eine weitere Aufgabe auf die Standesbeamten zu - Kenntnis und Anwendung ausländischen Rechtes. Beispiel: in manchen Mittelmeerländern rangiert die kirchliche Trauung vor der standesamtlichen, während es in der Bundesrepublik genau umgekehrt ist.

Soll „Melikke“ mit einem oder zwei K geschrieben werden? Was ist mit Gjemjl oder Ze Kjung? Der Standesbeamte kann in diesem Fall auf ein großes Namensbuch mit 3876 Namen zurückgreifen. Stehen Namen dort nicht verzeichnet, verlassen sich die Beamten auf die Angaben der ausländischen Eltern oder ziehen bei Sprachschwierigkeiten Firmendolmetscher hinzu. Ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelt, verrät meistens der Geburtschein des Krankenhauses. Ungenaue Geburtsurkunden können sich spätestens bei der Heirat zu Katastrophen auswachsen, selbst wenn es sich um einen fehlenden Bindestrich handelt. Vor einer schwierigen

Entscheidung bewahrte das Schicksal im Jahre 1972 das Wanne-Eickeler Standesamt: es war ein Kind geboren worden, dessen Geschlechtsbestimmung aus anatomischen Gründen unmöglich war. Es starb jedoch.

Einige Zahlen mögen den Arbeitsumfang der Standesämter verdeutlichen. Während im Jahre 1973 beim Herner Standesamt 1175 Geburten, 650 Eheschließungen und 1509 Sterbefälle registriert wurden, waren es beim Wanne-Eickeler Standesamt im selben Zeitraum 835 Geburten, 625 Eheschließungen und 1201 Sterbefälle - wobei deren Registrierung bei weitem nicht

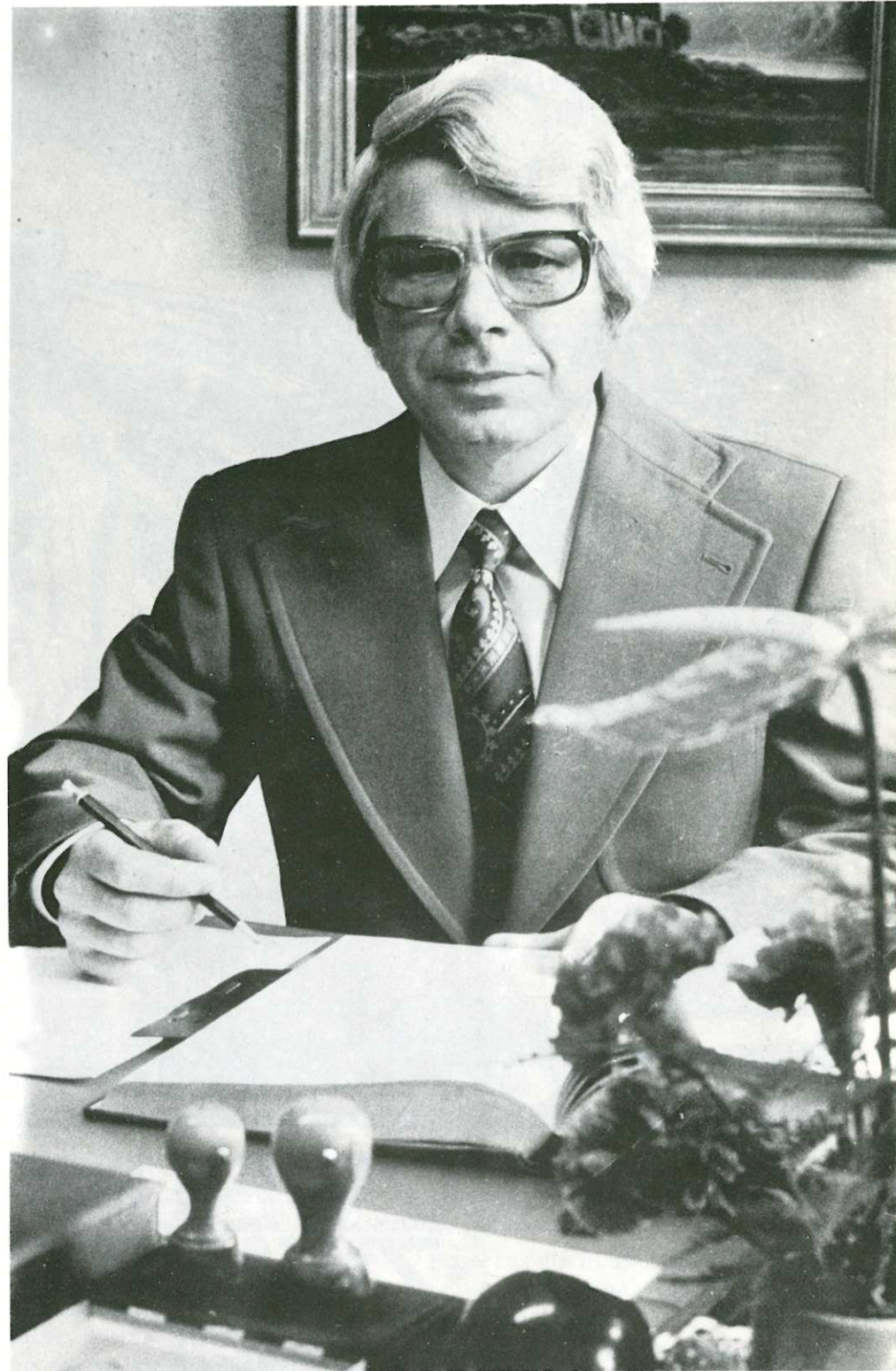
In Herne ist Karl-Heinz Messing . . .

. . . in Wanne-Eickel Achim Häuber
Standesamtsleiter.

den größten Teil der Arbeit ausmachte. Während in den vergangenen Jahren in Wanne-Eickel sämtliche Trauungen programmgemäß verliefen, harrten beim Herner Standesamt drei Bräute vergebens ihres „Zukünftigen“: die „Herren der Schöpfung“ waren offenbar von Nervosität befallen worden und hatten es sich im letzten Augenblick anders überlegt . . .

Zum Bereich des heutigen Standesamtes Herne gehörten früher drei selbständige Standesämter: Herne ab 1. Oktober 1874, Baukau vom 1. Oktober 1897 bis 31. Dezember 1921 und Sodingen vom 1. September 1902 bis 31. Dezember 1934. Die Historie des Herne und Wanne-Eickeler Standesamtes ist insoweit miteinander verflochten, als das eigentliche Herner Amt auch die Ortschaften Bickern, Eickel, Crange, Holsterhausen und Röhlinghausen (bis 31. Dezember 1875, dann Standesamt Wanne, jetzt Wanne-Eickel) sowie Hiltrop (jetzt Bochum) umfaßte. Die Gemeinde Bladenhorst und Pöppinghausen (jetzt Castrop-Rauxel zugehörig) hatten bis 1. Oktober 1897 zum Standesamt Baukau gehört; Horsthausen und Baukau gingen in Herne auf. Das Standesamt Baukau war am 1. Oktober 1897 errichtet, nach der Eingemeindung vom 1. April 1908 als Herne II weitergeführt und am 31. Dezember aufgelöst worden. Es umfaßte neben Baukau Hiltrop, Bladenhorst, Pöppinghausen und Horsthausen (am 31. Dezember zum Standesamt Herne). Die Ortschaften Baukau und Horsthausen gehören bekanntlich erst ab 1. April 1908 zur Kommune Herne. Das Baukauer Standesamt (Herne II) war am 1. Januar 1922 dem Herner Standesamt „einverleibt“ worden.

Das Standesamt Sodingen war am 1. September 1902 errichtet worden, wurde nach der Eingemeindung vom 1. April 1928 als Herne II weitergeführt und am 31. Dezember 1934 aufgelöst. Es umfaßte

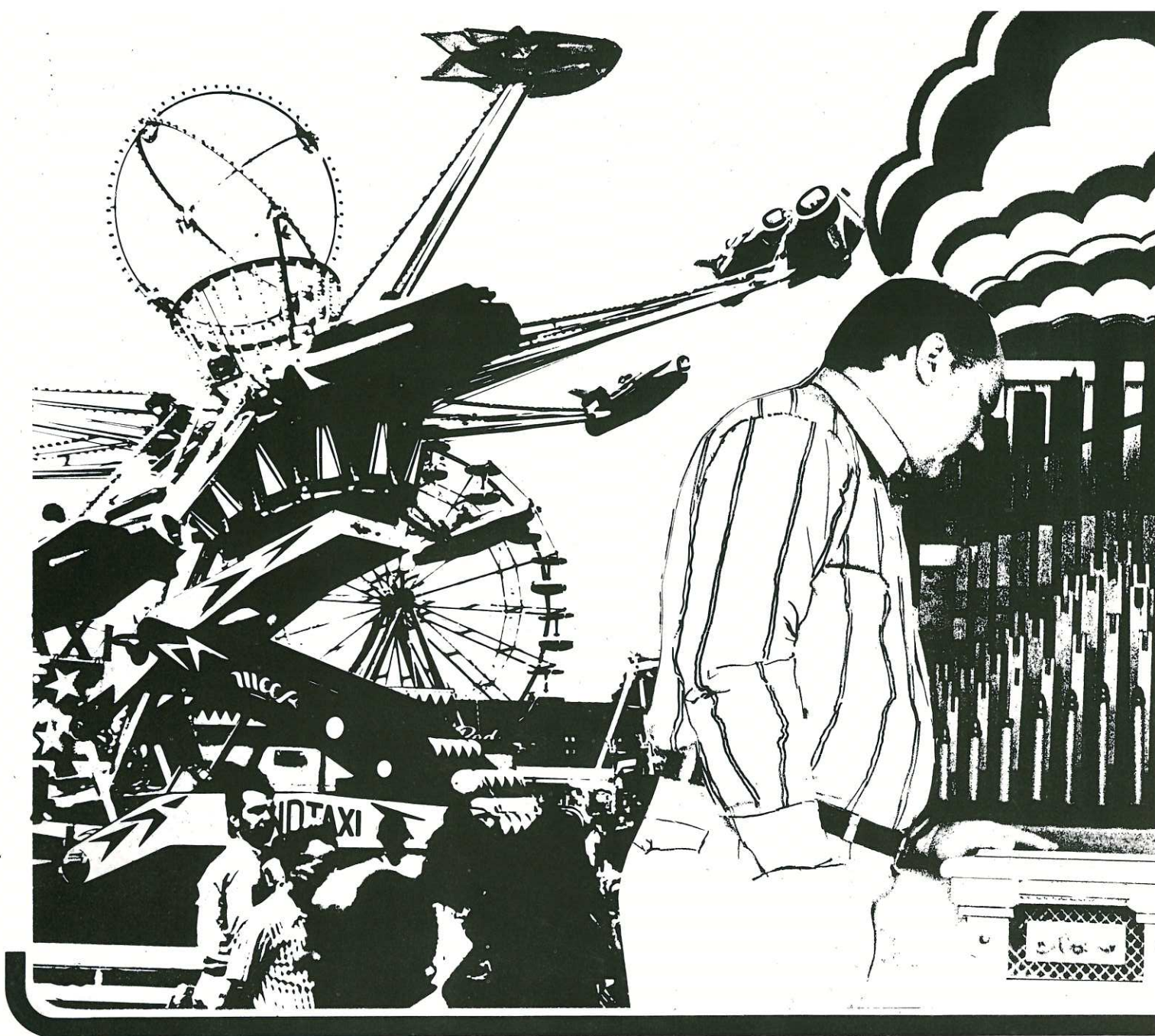


auch Börnig und Holthausen. Vor dem 1. September 1902 gehörten die Ortschaften Sodingen, Börnig und Holthausen zum Standesamt Castrop, jetzt Castrop-Rauxel. Die Ortschaften Sodingen, Börnig und Holthausen gehören seit dem 1. April 1928 zu Herne; das Standesamt Sodingen (Herne II, teilweise auch Herne III) kam ab 1. Januar 1935 zum Standesamt Herne.

Das Standesamt Wanne war 1876 selbständig geworden, das Amt Eickel 1896, das Amt Röhlinghausen 1901; die Gemeinde Bickern war am 1. April 1910 nach Eickel eingemeindet worden, das Amt Crange am 17. Oktober 1906 nach Wanne. Von

1926, dem Datum der Stadtwerdung Wanne-Eickels, verloren die Standesämter dieser Ortschaften ihre Selbständigkeit.

Die im Laufe der Jahrzehnte vorgenommenen Eintragungen füllen Wälzer von Tonnen Gewicht, gegen Zerstörungsgefahren vorsichtshalber in zweifacher Ausfertigung und an verschiedenen Orten aufbewahrt. Bei der bevorstehenden Zusammenlegung der Städte Herne und Wanne-Eickel wird auch für den Standesamtsbereich eine neue organisatorische Regelung gefunden werden müssen; die endgültige Form liegt noch nicht fest.



Von Kurt Schiksnius

ZWEIUND ZWANZIG JAHRE AUF DEM RUMMEL

Gespräch mit einem Schausteller

Frage: Zum wievielten Male stehen Sie jetzt in Crange?

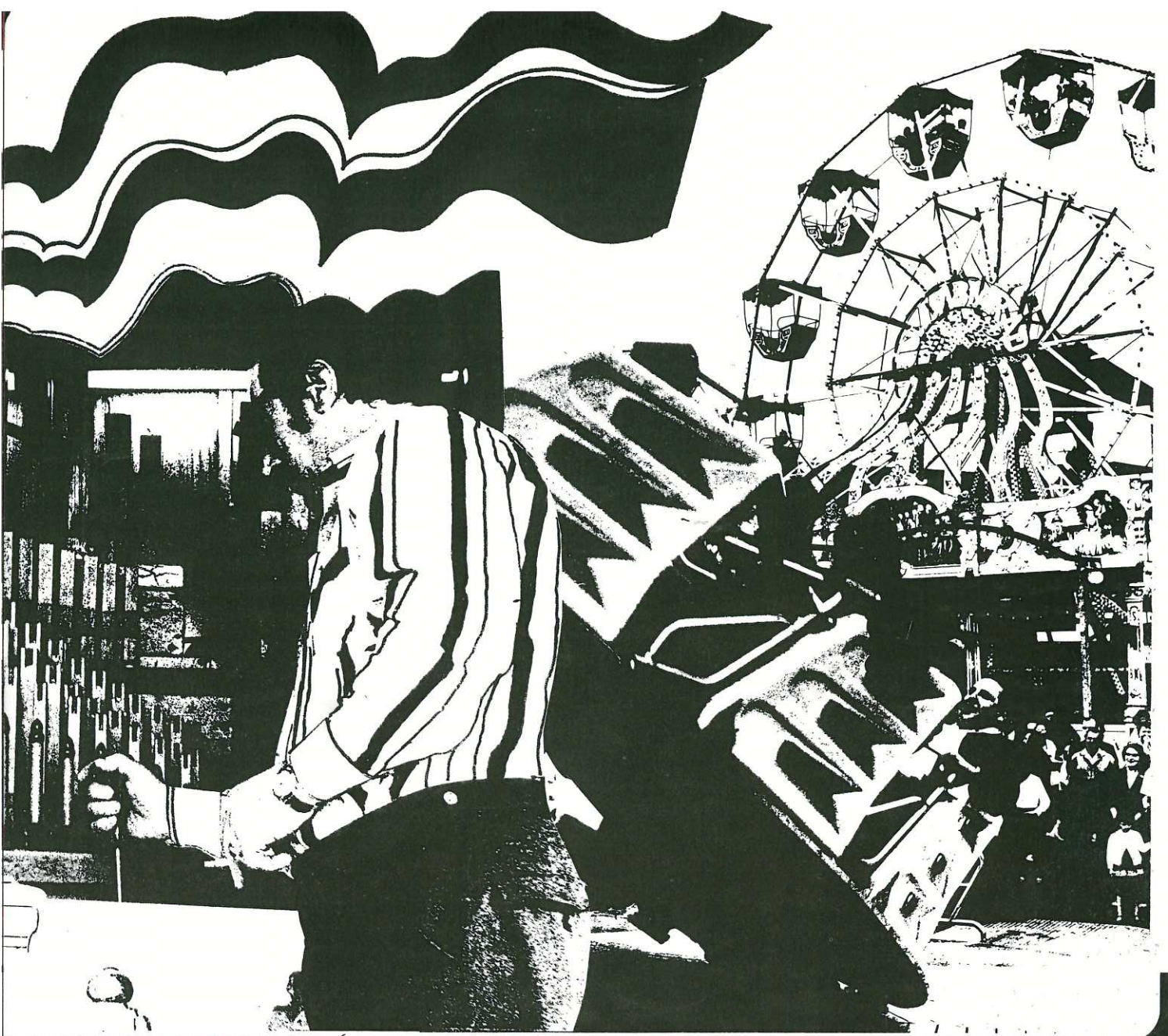
Kallenkoot: Wir sind mit dem Riesenrad zum 13. oder 14. Male da. Vorher, mit einem anderen Geschäft, waren wir auch sechs bis sieben Jahre hier gewesen, insgesamt 22 Jahre.

Frage: Und wie lange sind Sie im Jahr immer so unterwegs?

Kallenkoot: Das Osterfest ist im Grunde genommen das Startfest für die gesamten Schausteller, abgesehen von den Festen vorher, wie Karneval. Da sind die Schausteller an den drei Tagen in Mainz, Köln oder Düsseldorf, anschließend fahren wir wieder zurück ins Lager. Ostern beginnt aber eigentlich die Saison.

Frage: Wie lange dauert die Saison?

Kallenkoot: Das richtet sich auch wieder nach bestimmten Plätzen; das Münchener Oktoberfest zum Beispiel und das Stuttgarter Volksfest, das sind die Feste, wo



die süddeutschen Schausteller ihre Saison beenden, und am 15. oder 20. Oktober fährt man nach Limburg an der Lahn und nach Kaiserslautern.

Die Norddeutschen haben ja in Bremen und Hamburg eine spätere Nachsaison, da geht es bis in den November hinein.

Frage: Wie ist das Gewicht Ihres Rades, und wie schnell können Sie es aufbauen?

Kallenkoot: Das Gewicht beträgt etwa 150 Tonnen. Wir brauchen insgesamt 16 Waggons, um es zu verladen, denn wir transportieren ausschließlich mit der Bundesbahn. Die Aufbauzeit ist variabel - in etwa zweieinhalb Tagen. Da sind natürlich keine Reparaturen drin.

Frage: Mit wieviel Mann?

Kallenkoot: Wir haben ein Stammpersonal bei uns von vier Personen, die zwei Brüder dabei, das sind sechs und etwa sechs Aushilfen dazu, die die groben Arbeiten machen. Wenn das Ding dann steht,

je nachdem wieviel Zeit wir dann noch haben bis zur Eröffnung, wird repariert, gestrichen, instandgehalten. Hier in Wanne-Eickel hatten wir noch so viel Zeit. Wir haben den ganzen Fußboden gestrichen und haben teils - teils die Masten gestrichen und die Speichen vom Rad gestrichen und dann Fassungen von Birnchen kontrolliert. Es ist eine zeitraubende Aufgabe, und das kann man nicht von jeder Aushilfe machen lassen. Es muß zwar kein ausgebildeter Elektriker sein, aber auf der anderen Seite muß man doch irgendwie etwas Ahnung haben.

Frage: An wieviel Plätzen stehen Sie im Jahr?

Kallenkoot: Mit dem Riesenrad in unserer Größenordnung, wo wir ja annähernd 150 Tonnen Material zu verwalten haben, ist es schon eine Leistung, wenn man an zwölf Plätzen im Jahr hält. Das ist aufwendig und mit viel Arbeit verbunden. Ein Mandelstand, eine Würstchenbude, ein Kinderkarussell und kleinere Rundfahrtgeschäfte, die sind

in der Lage, an einem Tag das Geschäft aufzubauen. Sie halten im Schnitt an 18 bis 19 Plätzen im Jahr.

Frage: Das alles ist beschwerlich und jeder neue Aufbau mit einem Risiko verbunden. Lieben Sie Risiko?

Kallenkoot: Ich liebe kein Risiko, im Gegenteil, wir versuchen mit aller Gewalt, Risiken auszuschalten.

Frage: Ich meine nicht die Gefahr eines Unfalls, aber jede neue Kirmes ist doch ein geschäftliches Risiko?

Kallenkoot: Immer, wir sind ja mit unserem Betrieb stets vom Wetter abhängig. Also, wenn es auf einem Sonntag regnet, ist für uns die Einnahme futsch. Das wissen wir, aber auf der anderen Seite ist es so: wenn man lange reist, ist man in dieser Hinsicht abgehärtet; man weiß, es gibt 120 bis 150 Spieltage in der Saison, und davon muß man garantiert 20 Tage abziehen, die verregnet sind, also bleiben immerhin 100 Spieltage ohne Regen übrig.

Frage: Sie könnten es aber auch einfacher haben: dies Geschäft aufgeben, einen anderen Beruf ausüben oder sich niederlassen. Warum tun Sie das nicht?

Kallenkoot: Das will ich Ihnen sagen: meine Mutter hat ein schönes Haus und hat in dem Haus alles, was zu einem angenehmen Lebensabend gehört. Und in diesem Herbst bin ich Gott sei Dank wieder in ihrer Wohnung. Alles Prima! Manchmal gehen wir dann schweren Herzens auf Reisen mit unserem Riesenrad. Wir müssen Personal anheuern, das sich sehr häufig un-geübt und unhandlich anstellt, dann denken wir, das wird dieses Jahr wieder was. Aber wir gehen, wie Sie sehen.

Frage: Ist da ein kleiner Schuß Abenteuerlust dabei?

Kallenkoot: Ach, Abenteuer, es ist für uns kein Abenteuer. Wir machen es ja schon über Generationen.

Frage: Wieviel Generationen sind das jetzt? Wann und wie haben Sie angefangen?

Kallenkoot: Wir haben es durch Zufall herausbekommen. Ein Vorfahre von uns hatte 1768 in Amsterdam eine Schaubude; 14 mal 9 Meter für ein Standgeld von damals 75 Talern. Die Kirmes wurde abgehalten auf dem Damm vor dem Königlichen Palast und hatte eine Dauer von 14 Tagen. Dort tauchte der Name von uns zum erstenmal als Schausteller oder Theaterdirektor, oder wie sie sich geschimpft haben, auf, und seitdem hat es immer wieder Kinder und immer wieder Schausteller gegeben.

Frage: Gehören Sie zu den ältesten Schausteller-Familien, die in Deutschland reisen?

Kallenkoot: Nein, es gibt noch ältere, aber man schimpft uns zu den alten Schausteller-Familien.

Frage: Ihre Eltern und Voreltern sind auch schon durch Europa gereist. Ich hörte, daß Sie auch einmal vor einem Zaren aufgetreten sind.

Kallenkoot: Wir haben alles Mögliche als Publikum in unserem Geschäft gehabt; in

Bonn war die ganze Bundesregierung in unserem Rad.

Frage: Und wann kam nun das Riesenrad zu laufen? Wie kamen Sie dazu?

Kallenkoot: Das war ich gar nicht. Das war mein Großvater. Mein Großvater hat kurz nach dem Krieg 14/18 ein Riesenrad gekauft, und es war ein sieben Meter hohes Rad mit vier Gondeln, wo in jeder Gondel vier Personen sitzen konnten. Damit ist er ein paar Jahre gereist und hat dann 1932/33 ein neues Rad bei einer Firma in Thüringen bestellt. Das Rad war wesentlich größer. Es war neun Meter hoch und hatte acht Gondeln, also die doppelte Kapazität in der Einnahme. Und damit sind sie dann in den Vorkriegsjahren gereist, und kurz vor Kriegsbeginn haben wir ein Riesenrad amerikanischer Konstruktion angeschafft. Das waren Gondeln, wo nur zwei Leute nebeneinander sitzen konnten. Dieses Geschäft wurde von der Baupolizei in Deutschland nicht zugelassen. Dies war aber üblich in Amerika, Holland und in England.

Frage: Und warum wurde das nicht zugelassen?

Kallenkoot: Weil die Kippsicherheit bei Sturm nicht gewährleistet war, und es ist auch tatsächlich auf einem Stand in Frankreich vor acht Jahren so ein Geschäft umgekippt durch den Sturm, aber auf dem Festplatz war kein Publikum. Es hat materiellen Schaden, aber keinen Personenschaden gegeben.

Frage: Waren damals schon andere Unternehmen da, die mit einem Riesenrad gereist sind?

Kallenkoot: Ja, es gibt in Holland drei Schausteller und hier in Deutschland, soweit mir bekannt, gibt es auch zwei Firmen, die schon mehrere Riesenräder hintereinander betrieben haben, welche vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Da ist die Firma Biermann, die eigentlich eine Riesenradschaustellerfamilie ist. Der Großvater hatte ein Riesenrad, der Sohn

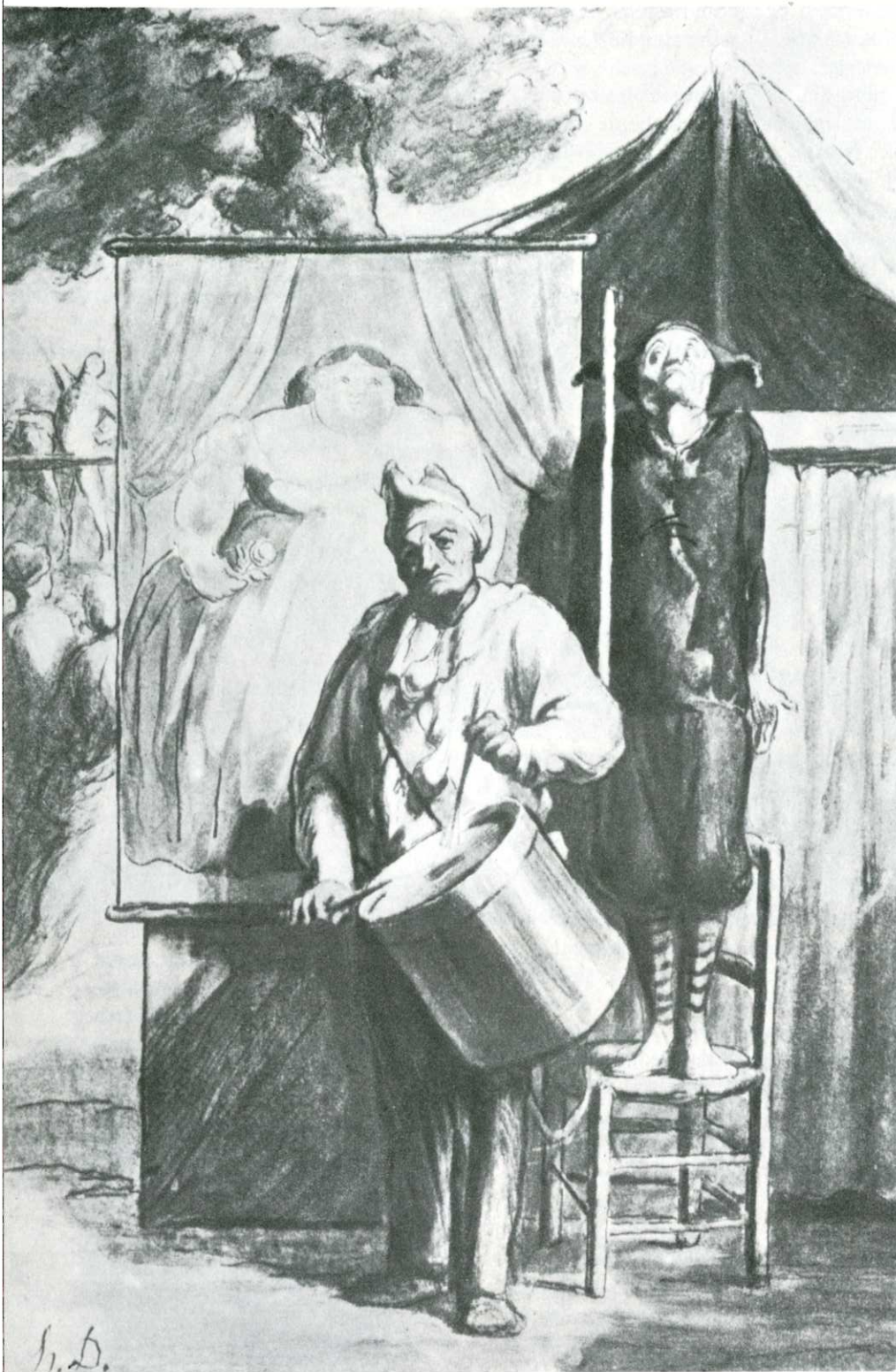
hat ein Riesenrad noch betrieben, und dieses Geschäft wurde eigentlich stillgelegt oder verkauft, weil wir mit Neukonstruktionen herauskamen vor 14 Jahren in Wanne-Eickel.

Frage: Wie kamen Sie zu dieser Neukonstruktion?

Kallenkoot: Wie gesagt, sind wir ja eine alte Schaustellerfamilie, und meine Urgroßmutter hatte ein Bodenkarussell (ein Kinderkarussell, bei dem sich der Boden mitdrehte). Dann bekam einer meiner Brüder Gelbsucht; er brauchte deshalb viel Ruhe. Mit der Ruhe kam die Langleweiligkeit, er lag auf der Couch und fing an zu zeichnen. Eines Tages zeichnete er ein Riesenrad mit drehenden Gondeln. Dieses hat er aber größer gezeichnet als unser damaliges von 16 Metern, nämlich 24 Meter, und statt 12 Gondeln hat er 20 Gondeln eingezeichnet. Das war ganz neu, das hatte es überhaupt noch nicht gegeben. Das ist jetzt 14 Jahre her. Die Anordnung der Masten war natürlich vollkommen abweichend. Dieses Riesenrad hatte überhaupt keine senkrechten Masten mehr, sondern nur abstrebende Stützmasten. Es war eine Neuigkeit, aber rein von der Statik aus gesehen wäre ein guter Statiker auch auf diese Idee gekommen. Das nächste war, daß die Speichen als Rahmen konstruiert waren; auch eine Neuheit, die es noch nie gegeben hatte, obwohl es statisch nahelag. Das haben wir gebaut und betrieben, und so entstand dann das bekannte Stahlriesenrad. Die früheren Riesenräder waren aus Holz.

Frage: Und die Gondeln waren eine Fortentwicklung der früheren?

Kallenkoot: Die Gondel sollte ebenfalls etwas Neues sein. Früher hing sie in zwei Bügeln, wo vier Personen reingingen. Davon wollten wir nun abweichen und kamen auf die Idee, die Drehkränze von dem Bodenkarussell der Urgroßmutter ein wenig abzuändern und irgendwie in das Riesenrad einzubauen. Nachdem wir das alles durchgedacht und durchstudiert hatten



und einen Statiker dazugeholt hatten, bestand die Möglichkeit, die Gondel auf den Drehkranz zu setzen. Das war damals noch nicht möglich. Da hatten wir ja zwei Stellen nötig, um das aufzubauen - oben und unten.

Frage: Sie haben mit vier Gondeln angefangen. Wieviel haben Sie heute?

Kallenkoot: Jetzt haben wir 24.

Frage: Und wie hoch ist das Rad?

Kallenkoot: Das Rad ist jetzt 34 Meter hoch - von der Sitzhöhe aus gemessen.

Frage: Und Ihre Konstruktion ist dann von anderen nachgebaut worden?

Kallenkoot: Erst war die Entwicklung des 24 Meter hohen Rades da, dann war der Bedarf da, wieder etwas Neues zu bringen, etwas abzuändern, und die Neuheit war dann so, daß wir zehn Meter höher gingen. Natürlich haben andere Schausteller von dieser Idee viel Profit gehabt.

Frage: Sie planen doch sicher wieder eine Weiterentwicklung oder etwas ganz Neues?

Kallenkoot: Dazu muß ich eines sagen: Jetzt haben wir nach dem Riesenrad wieder eine neue Idee gehabt. Wir haben uns einfallen lassen, wir bauen einen Wasserscooter - statt Autos fahren Boote auf dem Wasser. Das haben wir gebaut. Damit die

Leute nun ein- und aussteigen konnten, ohne daß die Bötchen anfangen zu wackeln, haben wir eine hydraulische Vorrichtung gemacht, daß der gesamte Boden hochkam. Und dies war gemacht wie ein Sieb, damit das Wasser durch den Boden kam. War der siebartige Boden oben, kamen die Schiffchen darauf zu stehen, und das Publikum konnte, egal, wo das Bötchen sich befand, herauslaufen. Es war ja alles vollkommen trocken. Es konnte auch keiner ins Wasser fallen - es konnte nichts passieren. Wir haben das Geschäft gebaut und in Betrieb genommen in Duisburg zum „Kilian-Fest“, und es war ein Schlager. Dadurch, daß die hydraulische Vorrichtung laufend Druck und Verschiebungen auf den Untergrund, eine Plane, machte, scheuerte die Plane durch. Und nun lief das Wasser weg und die Auflage, wo das Geschäft aufgebaut war - die Klötze - standen auf der Wiese, und die Wiese wurde naß, und nach zwei bis drei Tagen war es so, daß die Klötze anfangen, sich zu versenken. Und nun mußten wir das Geschäft aus Sicherheitsgründen schließen; denn es waren ein paar tausend Liter Wasser in dem Bassin; es war 28 Meter lang und 14 Meter breit, und es standen 70 Zentimeter Wasser drin.

Wir haben das Geschäft außer Betrieb genommen. Das sind jetzt etwa 10 Jahre her. Da gab es leider dieses sogenannte Plastikleinen noch nicht. Wir haben das Geschäft einstellen müssen, es liegt jetzt noch in der Lagerhalle. Die Herstellungskosten sind vollkommen vor die Hunde gegangen.

Frage: Wollen Sie jetzt noch weiter daran arbeiten?

Kallenkoot: Nein, daraufhin haben wir dann ein größeres Riesenrad konstruiert. Das hat dann wieder einigermaßen eingeschlagen, und jetzt sind wir wieder mit einem Plan zugange, wo ich versuchen werde, ein Patent drauf zu bekommen.

Frage: Aber das kommt doch aus Großmutter's Nähkästchen?

Kallenkoot: Ja, das will ich aber nicht sagen. Denn alle suchen, was kann ich jetzt

bringen, was beim Publikum ankommt, wo das Publikum sagt: Mensch! Ist das ein schönes Ding. Ich glaube kaum, daß es eine Branche gibt, die eine so schnelle Entwicklung der Geschäfte hat wie die Schausteller. Was man heute baut, ist ein Jahr später überholt.

Frage: Gibt es hier überhaupt noch eine Möglichkeit der Steigerung?

Kallenkoot: Es gibt viele Schausteller, die fragen: was kann man denn noch rausbringen? Jetzt sind wir am Ende mit unserem Latein. Irgendwie schafft es aber immer eine Schaustellerfamilie, etwas auf die Beine zu bringen, sodaß die anderen sagen: das ist aber gut!

Frage: Ist es denn nicht möglich, daß man sich alte Ideen zunutze macht?

Kallenkoot: Ja, manchmal. Es gab zum Beispiel Riesenräder, die gehen weit zurück bis zu den Chinesen - es gibt Bilder davon, die sind 2000 Jahre alt. Aus Holz gemacht, ganz einfach.

Frage: Und was ist bei Großmutter Karussell noch zu holen?

Kallenkoot: Nein, das ist nicht möglich. Ich habe hier ein paar Bilder, wie Sie sehen, mit Schnitzarbeiten aus Holz, Engelchen und Madonnen und alles Mögliche. Wer soll dieses heute herstellen? Wer es herstellen will, kann es höchstens kopieren, und dann ist es nicht mehr gut. Wenn das gemacht werden soll, kostet es ein paar Millionen, ein Künstler müßte es tun.

Frage: Ihre Orgel, wie alt ist die?

Kallenkoot: Die Orgel, die Sie auf dem Bild sehen, die ist von 1899. Die hier im Geschäft steht, die Orgel, die stammt so aus dem Jahre 1920.

Frage: Gibt es noch Orgelbauer?

Kallenkoot: Es gibt Orgelreparaturwerkstätten, die in der Lage sind, eine Orgel von Grund auf neu zu bauen, aber regelrecht Orgelfabriken, so wie es damals war, wo in einer Fabrik 150 bis 200 Mann gearbeitet und nur Orgeln hergestellt haben, die gibt es nicht mehr. Es gibt wohl noch Orgelfabriken, die Kirchenorgeln bauen, aber keine Kirmes-Orchestrions. Wir führen diese Orgel auch nur mit als Liebhaberei und als Kuriosität. Der Lautsprecher nimmt keinen Platz weg, aber für die Orgel muß ein ganzer Waggon bestellt werden, und der kostet pro Fahrt 200 bis 300 Mark. Wenn ein Schausteller eine Orgel hat, dann ist das zu 99 Prozent auch immer eine ganz alte Schaustellerfamilie. Die Musik ist meistens so alt wie die Orgel selbst.

Frage: Gibt es denn noch Hersteller von gestanzten Noten?

Kallenkoot: Wir sagen Kartons dazu, weil es Karton ist mit gestanzten Löchern. Und derjenige, der die Angabe macht, wo die Löcher hinkommen, ist ein Musiker, und dieser Mann macht das als Beruf und nennt sich Noteur. Als die Orgelbranche ihren Höhepunkt erlebte, nach 1914/18 bis 1920, wo in Deutschland zehn bis zwölf Unternehmen, in Frankreich fünf bis sechs und in Belgien vier vorhanden waren, gab es rund 300 bis 400 Noteure. Zur Zeit ist der Beruf praktisch ausgestorben. Ich persönlich kenne nur noch drei. Die Herren, die diesen Beruf ausüben, sind meistens weit über 50 Jahre alt. Nachwuchs gibt es nicht.

Frage: Wie ergänzen Sie denn Ihre Kartons?

Kallenkoot: Die werden sehr sorgfältig gepflegt und laufend von uns repariert. Soweit wie möglich halten wir sie instand. Dann werden die Noten lackiert, das macht das Papier härter und unempfindlicher gegen Staub und Feuchtigkeit. Wenn es gar nicht anders geht, müssen wir die Kartons selbst machen. Sie sehen da ein Häufchen, das haben wir selbst gemacht. Die haben wir zusammengeklebt und gefaltet.

Frage: Dafür muß man ja einiges Musikverständnis haben?

Kallenkoot: Gewiß, das Gefühl muß man dazu haben. Um ein Buch selbst zu notieren, muß man jedenfalls intelligent sein. Zum Beispiel unsere Orgel, die hier steht, hat acht Kontrabasse, acht Pianosbasse, elf Melodienflöten, dann hat sie 19 Flöten in der Reihe, die die zweite Stimme spielen, 24 Einheiten, die die regelrechte Musik wiedergeben, und dann hat sie außerdem noch 17 Pikkolo; 134 Flöten insgesamt. Es entspricht ungefähr einer Kapelle von acht Mann.

Frage: Wieviel Orgeln gibt es noch heute?

Kallenkoot: In der schlechten Zeit von 1930/32 sind fast alle Orgelfabriken eingegangen. Die Schausteller kamen dann in den Genuß von Verstärkern und Lautsprechern, und da wurde meistens aus Transportgründen die Orgel abgeschafft und ersetzt durch Plattenspieler. Das war ja auch viel moderner. Das kam beim Publikum auch besser an. Damals sind die Orgeln zu Schleuderpreisen verkauft worden und in die Lagerhallen gekommen. Da sie keinen Wert mehr hatten, sind die vergammelt und kaputtgegangen, also fast sind sie alle ausgerottet, bis nach dem Krieg ein paar Liebhaber kamen - so ab 1948, als der Wirtschaftsaufschwung kam -, die die Orgel des Vaters oder Großvaters reparierten. Dann stellten sie plötzlich fest, daß ein großes Interesse vom Publikum da war. Man wurde auch bei der Behörde

bevorzugt (guten Platz auf dem Festplatz), weil man eine Orgel hatte, und dann ist die Erkenntnis sehr schnell durchgegangen, weil geschäftlich damit auch noch was zu erreichen war. Das sind die paar Orgeln, die übriggeblieben sind nach dieser Wirtschaftskrise. Die wurden gehütet wie ein rohes Ei. Es gibt auch niemanden, der seine Orgel abgibt. Sie sagen ich war so sparsam, ich habe meine behalten; ihr wart dumm und habt sie vergammeln lassen. Jetzt verkaufe ich nicht mehr. Das ist doch ganz normal. Und dann werden auch immer höhere Preise für so eine Orgel bezahlt.

Frage: Wieviel Orgeln gibt es noch?

Kallenkoot: Ich möchte sagen, hier in Deutschland, wenn ich die etwas kleineren außer Betracht lasse, sind es höchstens 15 Orgeln.

Frage: Wie sieht es, um wieder von Ihnen zu sprechen, mit dem Nachwuchs aus. Wir leben in einer völlig anderen Zeit. Ist die Jugend mit 18 oder 19 Jahren noch bereit, das Geschäft des Vaters zu übernehmen?

Kallenkoot: Mein Vater hat zu mir gesagt, Junge, du kannst machen, was du willst. Du brauchst kein Schausteller zu werden. Wenn du was anderes willst, bitte.

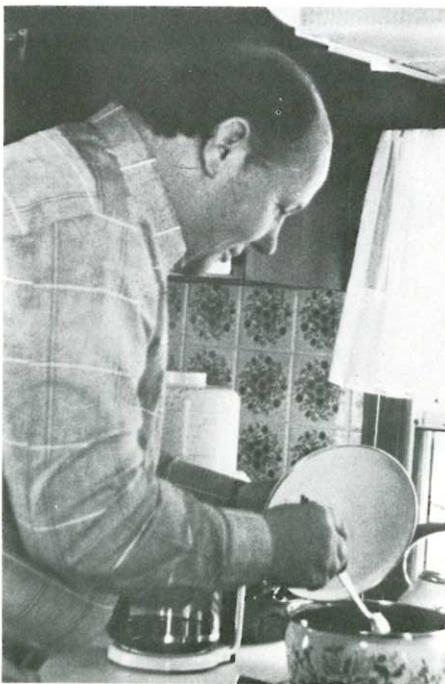
Ursula Kallenkoot: Auch die finanzielle Situation hat sich in den letzten Jahren geändert. Es war früher einfach nicht möglich, den Schaustellerkindern eine Ausbildung zukommen zu lassen, da die Kinder für den Betrieb benötigt wurden, und auf der anderen Seite fehlte einfach das Geld, um die Kinder in ein Internat zu schicken oder eben in die Schule. Heute sieht die Situation anders aus. Die Schausteller sind bestrebt, ihren Kindern zumindest eine solide Grundschulausbildung, möglicherweise noch eine Berufsausbildung zu geben oder auch - wie viele Kollegen es schon gemacht haben - ihre Kinder nach dem Abitur weiter studieren zu lassen.

Frage: Diese Kinder fallen doch dann fort für das Geschäft?

Ursula Kallenkoot: Das Kuriose ist, daß bis jetzt die meisten wieder zurückgekommen sind zu ihren Eltern und weitergemacht haben. Wir haben schon Diplom-Ingenieure, die Schausteller sind. Unsere zwei Kinder, und wir sind uns ganz einig, sollen so gut wie möglich ausgebildet werden. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß wir ihnen nichts Besseres mitgeben können, als die Kenntnisse und das Wissen aus der Schule. Ob sie später Riesenräder aufbauen wollen oder Wurst verkaufen, oder ob sie eines Tages kommen und sagen, wir haben Spaß daran, Autoschlosser zu werden oder vielleicht eine Banklehre



Kirmes vor rund 120 Jahren - auch das ein Aquarell des gemeinsamen Urahnen aller Karikaturisten, Honoré Daumier. Bild unten: Schausteller wie die Kallenkoots sind auch am Kochtopf versiert.



anzufangen, das ist recht. Dazu soll ihnen die Möglichkeit gegeben werden.

Kallenkoot: Wir zwingen sie jedenfalls nicht, wie ich auch nie gezwungen wurde.

Frage: Wie sieht ein Schausteller die Kirmesbesucher?

Kallenkoot: Ein Schausteller sieht jeden Platz mit anderen Augen. Denn das Publikum hier in Wanne-Eickel ist nicht vergleichbar mit dem Publikum z. B. in Passau. Es ist eine ganz andere Mentalität, eine ganz andere Art von Festfeiern. Und dann z. B. ist Wanne-Eickel nicht vergleichbar mit einem Hamburger Dombesucher. Also, da sind ganz wesentliche Unterschiede drin. Wir gehen von der Meinung aus, daß das Wanne-Eickeler Publikum ein angenehmes Volk ist. Es ist fast kein Streit auf dem ganzen Festplatz, auch im Festzelt nicht. Solange, wie wir hier in Wanne-Eickel sind, habe ich noch keinen einzigen Streit gesehen, wogegen auf anderen Volksfesten es immer wieder vorkommt, daß junge Kerle sich boxen und streiten. Auch das Wanne-Eickeler Publikum, das die Geschäfte besucht, meckert nicht; sie sind zufrieden. Sie bekommen daher auch auf der anderen Seite eine angenehme und vor allen Dingen auch lange Fahrt. Und regelrecht Besoffene, die haben wir in Wanne-Eickel noch nicht gesehen. Die gibt es hier nicht. Man trinkt hier wohl Bier, aber nicht soviel zum Umkippen.

Frage: Werden Sie im nächsten Jahr etwas Neues bringen, wenn Sie wiederkommen?

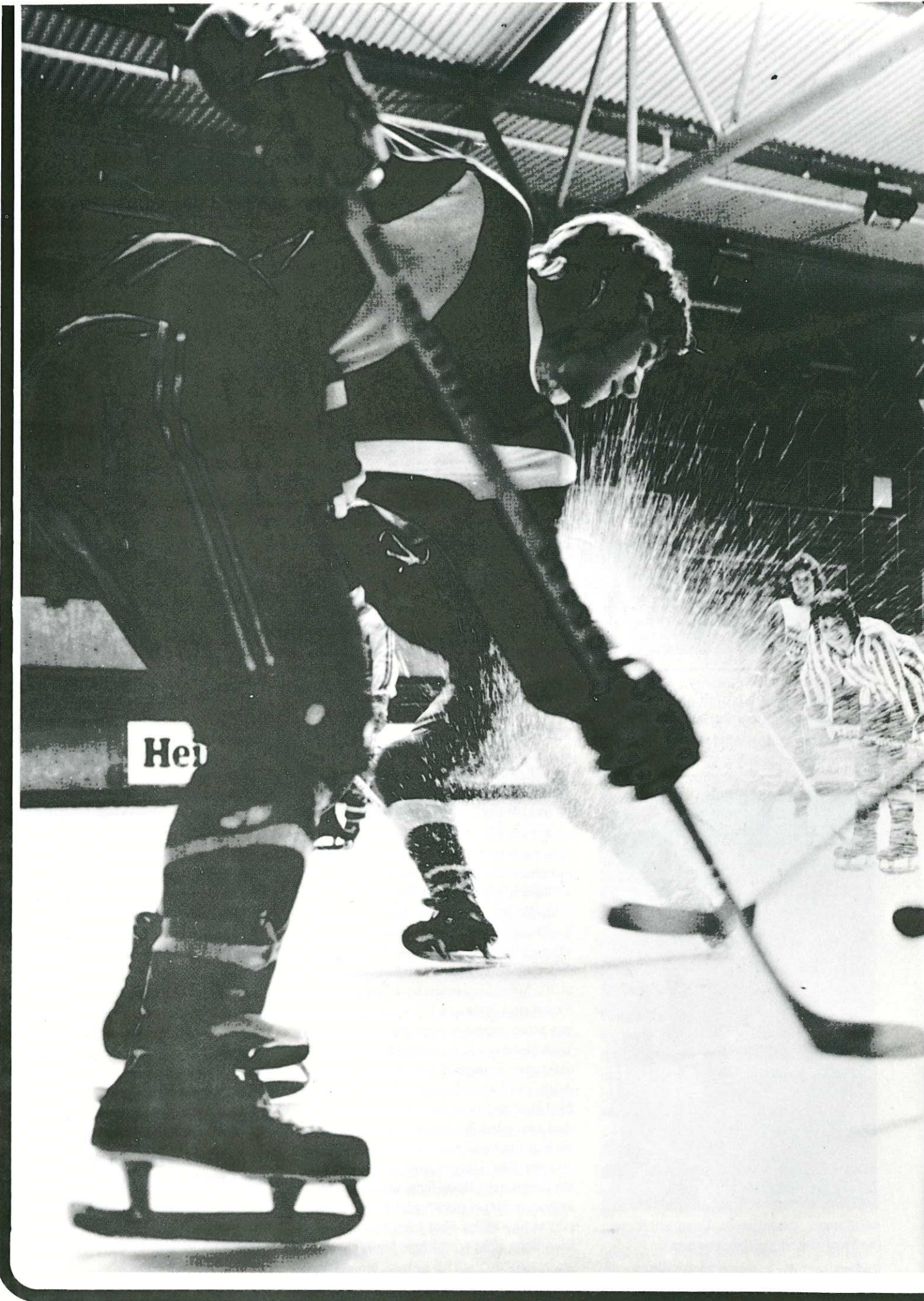
Kallenkoot: Wir planen gerade, und wir sind soweit, daß der Statiker mir zugesagt hat, daß er die Probleme in statischer Hinsicht im Griff hat. Dann habe ich mit einem Beamten gesprochen, der die Prüfung übernehmen wird. Er wird das Möglichste tun, daß ich die Papiere rechtzeitig herausbekomme. Dann habe ich eine seriöse Firma in Deutschland, die hat mir zugesagt, wenn sie die Pläne hereinbekommt, also meine Bauunterlagen, dann werden sie schnellstmöglichst meine Geschichte bauen. Die Firma ist sehr ernst zu nehmen. Es ist auch eine anerkannte Firma. Und dann ist eine zweite Firma da, die andere Aufgaben zu bewältigen hat, und zwar den Antrieb von dem Geschäft. Die haben mir auch zugesagt, daß sie alles Mögliche tun werden, um uns zu helfen. Und wenn dann alle zusammenarbeiten, dann wird nächstes Jahr hier ein Geschäft stehen, das dann wieder vollkommen abweicht von dem, was bis jetzt auf dem Volksfestplatz gestanden hat. Das ist dann eine sogenannte Neuheit.

Frage: Kann man sagen, daß das eine kleine Kirmessensation gibt?

Kallenkoot: Das ist eine Sensation. So, wie damals unser Riesenrad hier herauskam.

Frage: Das Riesenrad hatte auch Premiere in Wanne-Eickel?

Kallenkoot: Ja!





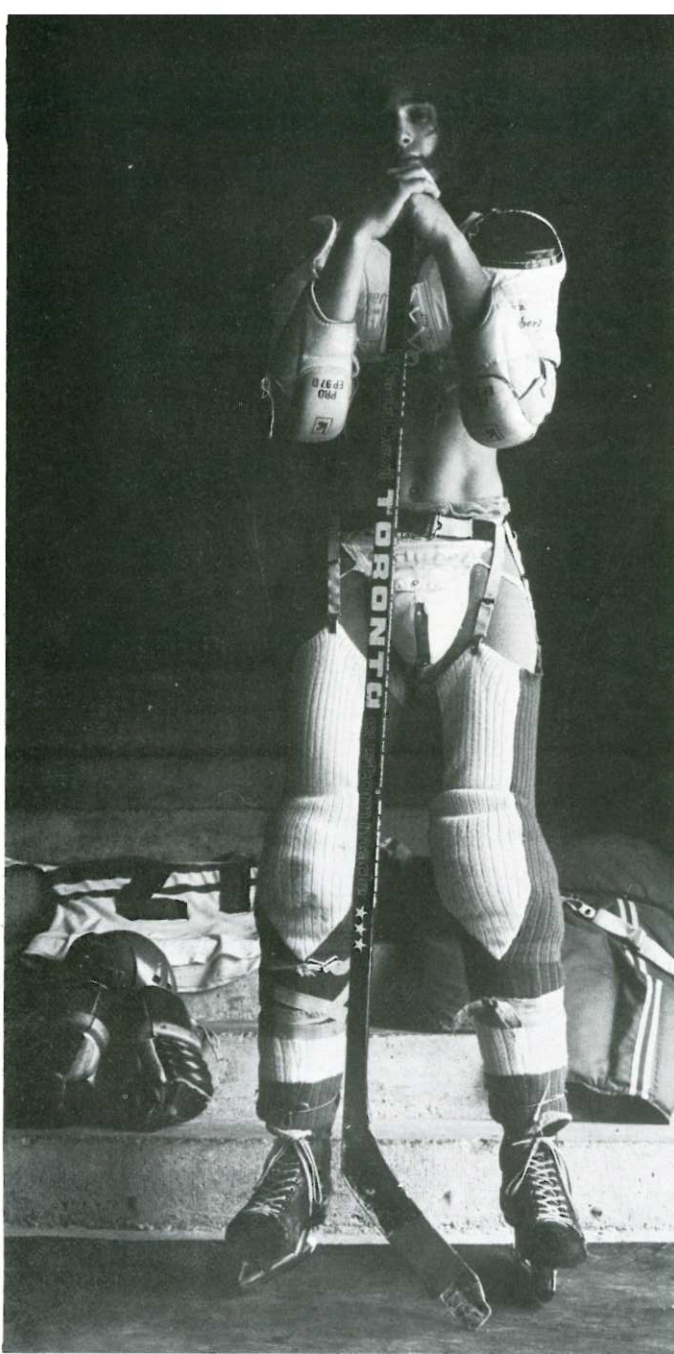
HEV HEV HEV

Von Heinz Kurtzbach

Der kleine Frank ist fünf Jahre alt. Er rennt, was er nur rennen kann. Fällt auf die Nase, daß es nur so kracht. Rappelt sich auf, rennt weiter und - plautz, da liegt er wieder.

Der kleine Frank verzieht keine Miene. Ein Indianer, weiß er, kennt keinen Schmerz. Nun ist Frank kein Indianer sondern Herner, aber dafür ist er Eishockeyspieler beim HEV und das ist mindestens soviel wie Indianer. Außerdem, aber das behält er vor seinen Freunden natürlich für sich, macht ihm die Purzelei auf dem Eis der Gysenberghalle sowieso nichts aus: Die Kluft, die er trägt, schützt ihn hinreichend vor Blessuren größerer Art. Eishockey - das ist ja gar nicht so. Jedenfalls nicht so brutal, wie gemeinhin behauptet wird.

Frank ist einer von vielleicht 30 begeisterten kleinen Hernern, den „Knaben“, die hinter dem Puck herjagen und ihren großen Vorbildern nacheifern und nachts im Bettchen davon träumen: einmal ein Tor machen so pffiffig wie der Thomas, so elegant wie der Harry, so gewaltig wie der Schorsch. Einmal im Leben . . .



Die kleinen Franks und Wolfgang und Uwes und wie sie alle heißen mögen, sind Zukunft und Hoffnung eines Herner Sportvereins, dessen Weg nach oben geradezu phänomenal anmutet, und selbst Insider der Branche staunen läßt: vor vier Jahren noch ein Nichts, heute ein solider Name im deutschen Eissport. Ein frühreifer Bengel, dieser HEV.

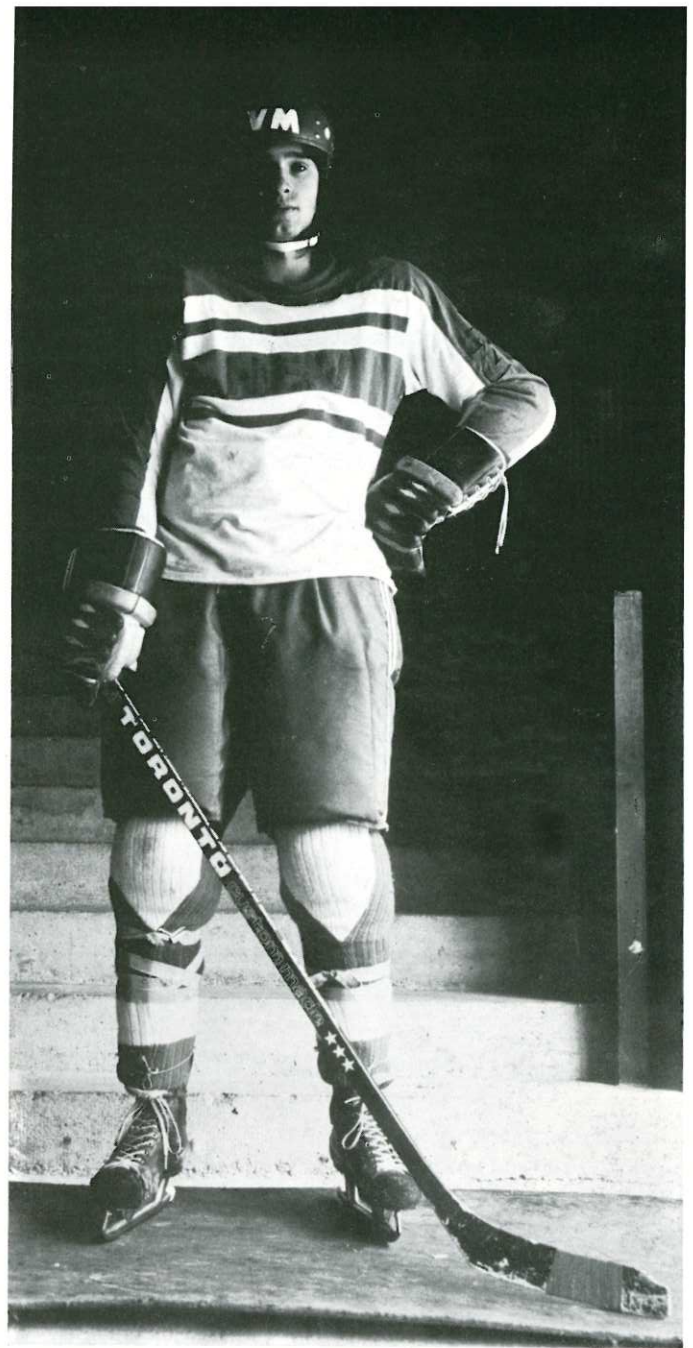
Was aber ist es, das ihn so schnell so erfolgreich werden ließ; woran liegt es, daß Eishockeyspieler wie Ex-Nationalspieler Horst Roes und Leute wie Kurt Lammert oder Ulrich Rudel oder Dieter Horky, sicher „keine schlechten“, wie es im Hockey-Deutsch hieß, Herne interessant genug finden, woran liegt es, daß Kunstlauf Talente wie Rudi Cerne und Uwe Platzek für den HEV starten? Wirtschaftler würden die Antwort so formulieren: Die IBACO als Baurägerin und Besitzerin der Halle ist

damals, Anfang der 70er, einfach in eine Marktlücke gestoßen. Und der Sport dieser Stadt profitiert von diesem IBACO-Volltreffer. Weiter nichts, eigentlich.

Na ja, ein bißchen mehr muß schon zusammenkommen, wenn man binnen kürzester Frist von 0 auf 700 Mitglieder kommen will. Beispielsweise braucht man Leute, die den Verein „machen“. Sie waren von Anfang an da, und es waren Leute mit Namen auch außerhalb des sportlichen Bereichs, Leute, die Einfluß in die Vereinsarbeit einbrachten und Reputation. Und was ihnen an „Eis-Erfahrung“ fehlte, ersetzten sie durch Fleiß und Begeisterung. „Wir hatten von Anfang an“, sagt Dietmar Fiebinger, Vorsitzender des Vereins und als Hallen-Chef für den HEV ein Glücksfall, „einen Vorstand, mit dem es sich arbeiten ließ, weil er arbeiten wollte.“ Die Früchte erntet inzwischen

Hernes Jugend, der eine neue, hervorragende Möglichkeit des sportlichen Tuns gegeben ist - und sie nutzt diese Möglichkeit weidlich -, und es erntet natürlich auch Hernes passive Sportfans, die die Halle bei Eishockeyspielen zu Tausenden füllen und dem Klub, nicht nur der Eishockeyabteilung, damit eine gesunde finanzielle Basis geben.

Diese treuen Zuschauer - sie kommen aus der ganzen Nachbarschaft, und damit ist der HEV zu einem regionalen Faktor geworden - deretwegen andere, viel traditionsreichere Vereine den HEV beneiden, hatten es dabei anfangs gar nicht mal so leicht mit sich selbst. „Die“, hatte Dr. Leonhard, Aktiver beim ERC Westfalen Dortmund, vor zwei Jahren nach einem Gastspiel am Gysenberg einmal geschwärmt, „sind einfach große Klasse.“ Nur hatten sie relativ wenig Ahnung - woher sollten sie die auch nehmen?



Forsch und selbstbewußt übertrugen sie beispielsweise die Fußballabseitsregeln einfach auf's Eis und die Leidtragenden waren die Schiedsrichter, die Ärmsten. Denn immer, wenn sie piffen (korrekt), piffen auch die Zuschauer (unkorrekt). Aber inzwischen hat sich das alles eingespielt, und aus den blinden Fans sind sehende Experten geworden, die sich auch nicht zu schade sind, einmal dem Gegner für einen guten Spielzug zu applaudieren.

Vorausgesetzt natürlich, er geht dem HEV nicht gerade an den Kragen, dieser Gegner. Da sind HEV-Fans eben nur noch eines: HEV-Fans. Und sonst gar nichts.

Das alles bietet der HEV:

Eishockey

Eiskunstlauf

Eistanz

Eisschnellauf

Eisstockschießen

Was ein Eishockeyspieler so alles braucht (und was das - so ungefähr - kostet):

- Schienbeinschoner (60 bis 120 DM)
- Tiefschutz (20 DM)
- Spezialhose mit Nierenschutz (100 bis 350 DM)
- Schulterenschutz (80 bis 120 DM)
- Handschuhe (100 bis 300 DM)
- Ellenbogenschutz (30 bis 100 DM)
- Schlittschuhe (70 bis 450 DM)
- Eishockeyschläger (13 bis 30 DM)
- Helm (30 bis 60 DM)

Und noch ein paar Kleinigkeiten mehr, die aber finanziell kaum ins Gewicht fallen. Für Schüler und Jugendliche sind die Sachen entsprechend billiger, außerdem würde es sich für Anfänger sowieso empfehlen, gut gebrauchte Ausrüstungen zu kaufen; man bekommt sie immer wieder angeboten.



„Meine Kinder sind in einem Heim, weil ich zuhause keinen Platz habe.“ Mit dieser Feststellung verblüfft der Junggeselle Hans-Dieter Abring (40) aus Wanne-Eickel. Seine liebsten „Kinder“ sind Kameras, die älteste aus dem Jahre 1843 . . . und aus den folgenden Jahren. Bis heute hat er rund 1.200 Foto- und Filmkameras „in Pflege genommen“. Abring ist passionierter Sammler auf dem Gebiete der Fotografie. Einen Teil seiner „Kinder“ gab er als Leihgabe ins Heimatmuseum Wanne-Eickel an der Unser-Fritz-Straße. Eine vielbeachtete, dort kaum erwartete Schau zeigt sich den Besuchern.

„Wer in aller Welt macht sich heute noch Gedanken über die Fotografie? Sie ist so alltäglich geworden wie alles in unserem Leben“, meint der Fotonarr und sammelt Stück für Stück Dinge aus der Zeit Daguerres und seiner Nachfahren. 1839 war's, als Daguerre das Problem löste, Bilder mittels Licht auf einfache Weise (Jodsilber-Emulsionen auf Kupferplatten) herzustellen. Schon aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besitzt der Wanne-Eickeler sein ältestes Kamera-Schätzchen und Bilder frei nach Daguerre. Unter seinen Daguerreotypen gibt es bereits Stereo-Aufnahmen.

Seit 15 Jahren hat sich Abring dem Sammeln verschrieben, und er trug neben Kuriositäten Kameras zusammen, die Geschichte machten. Er besitzt eine Handkamera, die George Eastman in Amerika 1888 als erste Box mit einem Rollfilm herausbrachte. „Hier begann die Fotografie als Hobby für jedermann“, stellt Abring fest. Jedoch mußte die Kamera beim Fotografen geladen werden; der Fachmann nahm auch den Film heraus, um ihn gleich zu entwickeln.

Es ging weiter: aus dem Jahre 1890 besitzt Abring die „Mackenstein“, eine bereits handliche Kamera mit Balgen. Er hütet auch das „Werkzeug“ des berühmten Berliner Fotografen Salomo, der in den zwanziger Jahren im Reichstag ohne Blitz fotografierte. Die Kamera besitzt eine Lichtstärke von 1 : 1,8. Abring: „Für damalige Verhältnisse ein revolutionärer Lichtwert.“

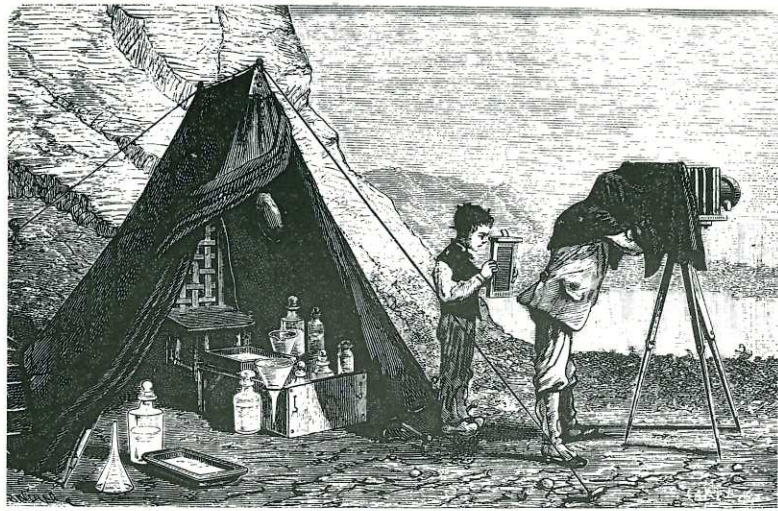
30 verschiedene Leica-Ausführungen nennt der Wanne-Eickeler sein eigen. Die Leica-Sammlung ist komplett - bis auf eine einzige Abart.

Aus der Zeit, „als die Bilder laufen lernen“, hat sich Abring soeben aus Frankreich ein „Heimtheater“ besorgt. Mit der ersten Filmkamera der Brüder Lumière (1894) hat er seine Sammlung ebenfalls komplettiert. „Allerdings handelt es sich hier um eine Nachbildung“, räumt er ein.

Kuriosa sind die untertassengroße „Knopflochkamera“ anno 1886, in Berlin von Stirn gebaut, oder die Taschenuhrkamera aus England (1902), die - mit dem Äußeren einer Uhr - für Spionagezwecke gebaut wurde. Mit dem Hebel, mit dem man bei der richtigen Uhr die Feder spannt, bedient man hier das Zählwerk . . . bis zu 25 Aufnahmen. Vielleicht interessiert auch die Kamera im abnehmbaren Griff eines Spazierstocks.

Rund 90 Prozent der historischen Kameras von Abring funktionieren noch. Hier und da experimentiert er mit ihnen, obgleich Abring auch in der modernen Fotografie zuhause ist. Der Amateurfotograf ordnete im Laufe der Jahre über 6.000 Schwarzweiß-Negative ein; einige tausend Diapositive im Format sechs mal sechs hat er ebenfalls „im Kasten“ und im Archiv. Mit ausgezeichneten Farbfotos im modernen Expe-

So gingen die ersten Fotografen ins Freie: mit einem Dunkelzelt, in dem sie die lichtempfindlichen Platten erst herstellten, um sie gleich nach der Aufnahme dort auch zu bearbeiten.



rimentier-Genre oder mit ausdrucksvollen Farbstudien (noch immer Mangelware bei Amateurfotografen) stellte er sich bei Fotoausstellungen vor. Und mit Schmalfilmen suchte er sogar bei den Oberhäuser Kurzfilmtagen den Wettbewerb.

Up to date bleibt Abring auch im Geschäftsleben: Neben dem Metallhandel, über den er unter anderem einen Großteil der Abwrackaktion zur Rationalisierung der Binnenschifffahrt abwickelte, hat er Abläufe in der Metallverwertung rationalisiert und - wenn man so will - in den Dienst des Umweltschutzes gestellt. Er unterhält von seinem Betriebsgelände am Wanner Osthafen aus einen Container-Abfallbeseitigungsdienst.

„Alle Welt fotografiert“, kommt Abring auf sein Lieblingsthema zurück. „Wer kennt die Entstehung der Fotografie? Wer kennt ihre Erfinder?“ Eine Kurzwortantwort will er in Verbindung mit dem Katalog seiner Sammlung geben, dessen Druck er vorbereitet. Mit über 800 Abbildungen von Kameras und Zeichnungen, in denen die Fotografie alter Zeiten nicht nur dargestellt, sondern verspottet wird. Von Malern und Zeichnern. Konkurrenzgedanken? Sicherlich. Diese Zeiten sind vorbei. Die Fotografie ließ sich nicht aufhalten.

Wo liegt ihre Entwicklung? Abring: „Beim Sofortbild traue ich der Technik noch einiges zu, besonders in Bezug auf gute Farbaufnahmen und der Vervielfältigung von Abzügen.“ Das fotografische Verfahren sei heute noch weitgehend dasselbe wie zum Beispiel 1880. Noch regiere die Arbeit in der Dunkelkammer. Abring: „Vielleicht erleben wir schon bald die Verarbeitung im Hellen - wie beim Fotokopieren!“

Mit einigen seiner prächtigsten Stücke:
Hans-Dieter Abring.







Prunkstück in Hernes Industriegelände:
die Benkert-Fabrik

Benkert-Produkte - und das ist durchaus wörtlich zu verstehen - sind in vieler Munde. Und das nicht erst seit gestern. Das Unternehmen, das sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Revier ansiedelte, ist seit Jahren der weitaus größte Hersteller von Zigarettensmundstücksbelägen in der Welt. Rund 1,5 Billionen (Billionen !) Filter-Glimmstengel, die sich pro Jahr in blauen Dunst auflösen, enthalten die Erzeugnisse, die die Firma in Herne und anderswo fabriziert.

Begonnen hatte alles 1920. Damals gründete Hilmar Benkert in Dresden eine Fabrik und stellte Metallpapiere und Zigarettensmundstücke her. Das Unternehmen florierte. Erst der Zweite Weltkrieg setzte vorübergehend einen Schlußstrich. Die Bomben, die 1944 auf Dresden niederprasselten und die Stadt in Schutt und Asche verwandelten, zerstörten auch einen Teil der Benkertschen Produktionsstätten.

Die Wunden des Krieges verheilten jedoch schnell. Wie ein Phönix aus der Asche stieg das Unternehmen zu neuer Größe empor. Nur, leider ließ auch der zweite Schicksalsschlag nicht allzu lange auf sich warten. Drei Jahre nach dem Zusammenbruch legte der Arbeiter- und Bauernstaat seine sozialistische Hand auf Benkerts kapitalistischen Betrieb und meldete Besitzansprüche an. Der schließlich enteignete Firmenbesitzer warf das Handtuch: im Oktober 1948 zog er mit seiner Familie in den Westen Deutschlands, in die Bundesrepublik. In Herne fand der Unternehmer eine neue Bleibe und Möglichkeiten für einen zweiten Anlauf.

Schon ein Jahr später wurde die Produktion wieder aufgenommen. Zunächst allerdings in bescheidenem Rahmen. Als Produktionsstätten dienten die angemie-

teten Räume einer Gaststätte an der La-Roche-Straße und später die ehemalige Unterkunft einer Gerberei an der Bahnhofstraße. Erst 1954 war die Zeit der Improvisation vorbei. Als eine der ersten Firmen ließ sich Benkert auf dem neugeschaffenen Industriegelände hinter dem Stadtgarten nieder.

Von nun an ging es weiter bergauf. Schon bald kletterte die Belegschaftszahl auf rund 300. Eine Produktionsteilung war nicht mehr aufzuhalten. Sie wurde 1967 vollzogen. Konkret: die Deutsche Benkert GmbH & Co. KG stellt die Mundstücksbeläge für Filterzigaretten her; die Metallpapierfabrik H. Benkert produziert Frischhaltepackungen, Kartonnageausstattungen und Zigaretteneinlagen.

Vor allem die Deutsche Benkert KG wußte sich in der Folgezeit zu behaupten. Sie setzte sich auch gegen die internationale Konkurrenz durch und eroberte die Spitzenstellung auf dem Weltmarkt. Auslandsgründungen in Australien, Mexiko, der Schweiz, Schottland, Brasilien und Venezuela dokumentieren die führende Position. Auch auf dem asiatischen Kontinent ist das Herner Unternehmen bald vertreten. Das Werk in Malaysia nimmt im nächsten Jahr die Produktion auf.

Nach wie vor bilden jedoch die Herner Bastionen das Rückgrat der beiden selbständigen Firmen, die zusammen rund 30 000 Quadratmeter des Industriegeländes für sich beanspruchen und zur Zeit 550 Arbeitnehmern einen Broterwerb bieten. Beide Betriebe halfen in den fünfziger Jahren mit, die bis dahin auf den Bergbau ausgerichtete Herner Monostruktur aufzulockern. Sie sind aus dem Herner Wirtschaftsleben nicht mehr wegzudenken.

Richard Loesch

Benkert-Fabrikate in aller Munde..

Von Richard Loesch

Eine Frau mit Herz und Humor—

TANA SCHANZARA

Die Frau hat Mut: Wenn man eine komische Nudel braucht im Fernsehen - sie macht's. Wenn man um eine unansehnliche Dicke verlegen ist auf der Bühne - sie sagt ja. Und wenn gar mal eine Schlamperte gesucht wird - na und? Es gibt ja sie.

Und in Herne lebt sie gern: Tana Schanzara, als Schauspielerin eine Charakterdarstellerin erster Güte, Tierliebhaberin („Tiere: Das sind manchmal richtige kleine Persönlichkeiten“), Sportwagenfahlerin und Hobbyköchin in einer Person. Und sie ist weder unansehnlich, noch zu dick, noch schlampert.

Gut war sie schon immer - auf der Bühne vor allem; aber bekannt gemacht hat sie - so richtig bekannt gemacht, für mehr als die kleine Zahl ständiger Theaterbesucher - ein Medium, das sie nur so nebenbei bedient: der Rundfunk via Schallplatte. „Vatta“, zürnt sie da - und ihr „Vatta“ hat vier „A“, man hört sie deutlich -, „Vatta, aufsteh'n!“ Aber Vatta will nicht, vielleicht hat er zuviel malocht, vielleicht auch bei Taumvattas Jupp am Abend einen zuviel gehoben; jedenfalls: Vatta will nicht 'raus aus der Falle. Da dreht Mutta durch und emanzipiert sich und greift zum Revolver. Vatta, der mit den vier „A“, ist erledigt, man hört es deutlich.

Und Gemütsmensch Tana sagt: „... jetzt“, sagt sie auf der Schallplatte, die sie so richtig bekannt gemacht hat bei Kumpel Anton und seinen Verwandten, „jetzt kannst Du liegenbleiben.“

Schwarzer Humor? Aber sicher. Und damit ist die Frau, der es gar nichts ausmacht zu sagen: „Na ja, 20 Pfund weniger - da wär ich 20 Pfund schöner, aber kasteien kann ich mich nun mal nicht“, ihrem eigentlichen Metier treu geblieben: Dem Humor. „Komisch“, sagt sie, „komisch ist schwer. Aber komisch bin ich gerne.“ Sie darf es oft sein - denn jene, die am Bochumer Schauspielhaus - seit 17 Jahren ist sie dort („Ich gehöre sozusagen zum Inventar“) - das Sagen haben, wissen natürlich, was sie an der Wahlhernerin haben.

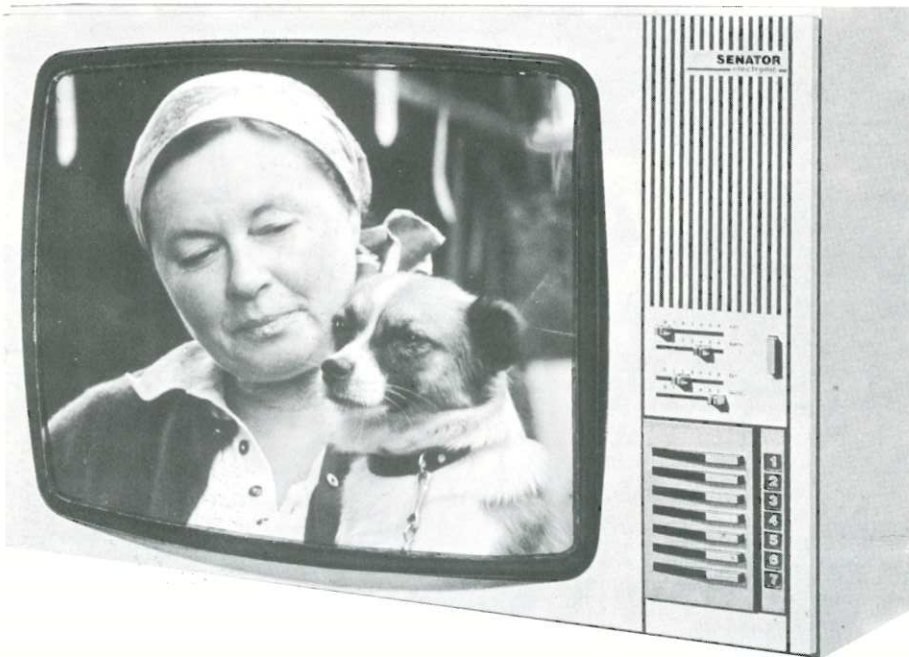
„Man gibt mir keine Rollen“, beschreibt sie die Verfahrensweise der Intendanz, „die mir nicht liegen“. Bei Schalla war das so, und bei Zadek ist das so geblieben, und beim Zadek-Nachfolger wird das nicht anders sein. Denn sie wissen auch, daß sie eine Schauspielerin mit einer Aufgabe betrauen, die nicht nur 25jährige Berufserfahrung einbringt, sondern auch eine Berufsauffassung ganz besonderer Art; und die artikuliert sich so: „Jede Rolle, die ich gerade habe, ist die schönste Rolle.“ Sie





sagt dies so, daß kein Zweifel aufkommt: sie meint es auch so. Für solch ein Juwel wählt man die Rollen sorgfältig aus.

25 Jahre Schauspielerin zu sein, heißt mit-tendrin zu sein im vollen Menschenleben auf eine ganz besondere Art und Weise, und dies schätzt sie an ihrem schönen, ihrem schweren Beruf so besonders: „Da ist man eben immer mit dabei“, sagt Tana Schanzara. Und mit „immer dabei“ meint sie, die in ihrer ersten Rolle 1948 in Köln die „Maria Stuart“ verkörpert hat, daß man da „soviel Kontakt zu den Leuten hat.“ Am liebsten arbeitet sie deshalb auch im „BO-Unten“: „Da ist man doch mitten-mang in die Leute.“



Soviel Kontakt - zu den Leuten und soviel Politik von der Bühne herunter mit den Leuten - wie verkraftet eine Frau der ersten Jahre dieser Republik, eine Frau, die zu jenen Leuten gehört, die damals auch die Kultur erst einmal aus den Trümmern ausgraben mußten, die das Dritte Reich hinterlassen hatte - wie verkraftet sie den künstlerischen Umbruch Ende der 60er Jahre? Auf ihre Art natürlich - und das heißt eigentlich: Gar nicht. Einfach, indem sie sie bleibt. „Die Jungen akzeptieren mich auch so“, weiß sie. Sie akzeptieren „die Schanzara“, ohne daß „die Schanzara“ auch gleich alles akzeptiert, was den Jungen als das Non-Plus-Ultra gilt. Als Schauspielerin, die auf der Bühne was werden und was bleiben will, muß man was können.

Quality first - das gilt immer noch. Da legt man zwar seinen Verstand nicht in der Garderobe ab, aber das ist schon so: Spinnereien im Theater bringen nichts - außer, im besten Falle, einen Skandal. Und im Grunde bedauert sie es, daß diese neue Zeit zwar junge Schauspieler mit neuem Engagement hervorgebracht hat, aber im Grunde keine ihnen adäquaten Stücke - von einem adäquaten Publikum ganz zu schweigen. „Anouilh, Giraudoux und Pinter - und was kommt dann?“ fragt sie, aber das ist rein rhetorisch zu verstehen, und die Antwort ist zu ahnen: Im Grunde ein Nichts. Und das findet sie schade.

Eine Frau wie sie: Die ist immer ein bißchen anders als die anderen - denken die anderen, deren Arbeitsplatz eben nicht die Bühne ist oder das Tonstudio, die nicht wissen - und es auch gar nicht können - daß „das Synchronisieren einfach ungeheuer schlaucht.“ Ach nein, sie ist



Schauspielerin

Helga Lehrt 74

ja gar nicht anders - sie wird nur anders gesehen. Bedrückt dies? Vielleicht, ein wenig. Aber wenn es bedrückt, läßt Tana Schanzara es sich jedenfalls nicht anmerken, und wenn sie traurig drum ist, überspielt sie es gut: „Wissen Sie“, sagt sie, „Mißverständnisse gibt es da sicher eine Menge - aber wann und wie soll man die abbauen?“ Allein ihre Arbeitszeit setzt ehrlichem Bemühen da eine Grenze. Denn wenn andere mal ein Bierchen trinken gehen, arbeitet sie, und so ist ihr die Bühne das Podium, von dem aus sie eine ganz besondere Zwiesprache hält mit „den anderen“.

Die Frau in der abgetragenen Lederjacke („die ist 25 Jahre alt und damals hat sie gepaßt - aber ich kann mich einfach nicht davon trennen“) steckt voller Anekdoten

und eigentlich müßte sie ein Buch 'draus machen: Wie sie beispielsweise im Bonn des Jahres 1948 in der Aula einer Irrenanstalt in „Scampolo“ spielte, auch Schalla war damals dabei, und wie jemand plötzlich die Bühne hochstürmte und großzügig Ohrfeigen verteilte. Nicht, daß dieser Mensch mit der Inszenierung unzufrieden gewesen wäre - ach was: es war halt nur ein - Irrer.

Oder wie sie in London gastierte mit „Kleiner Mann, was nun?“ und sie beim abschließenden Empfang ganz „baff“ war - der feine Herr, der da plötzlich freundlich lächelnd neben ihr stand, war Premier Heath.

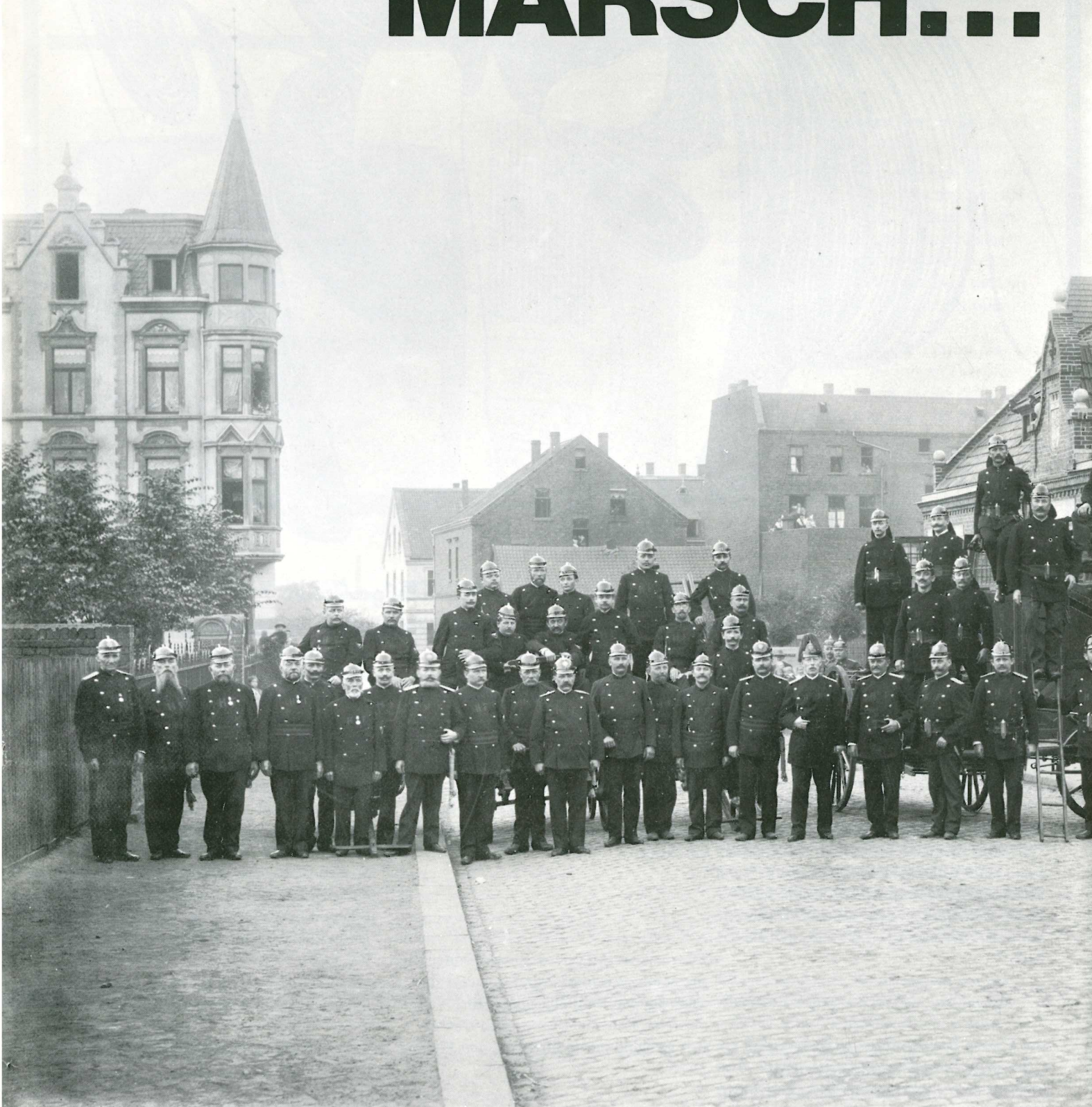
Es hatte ihm gefallen.

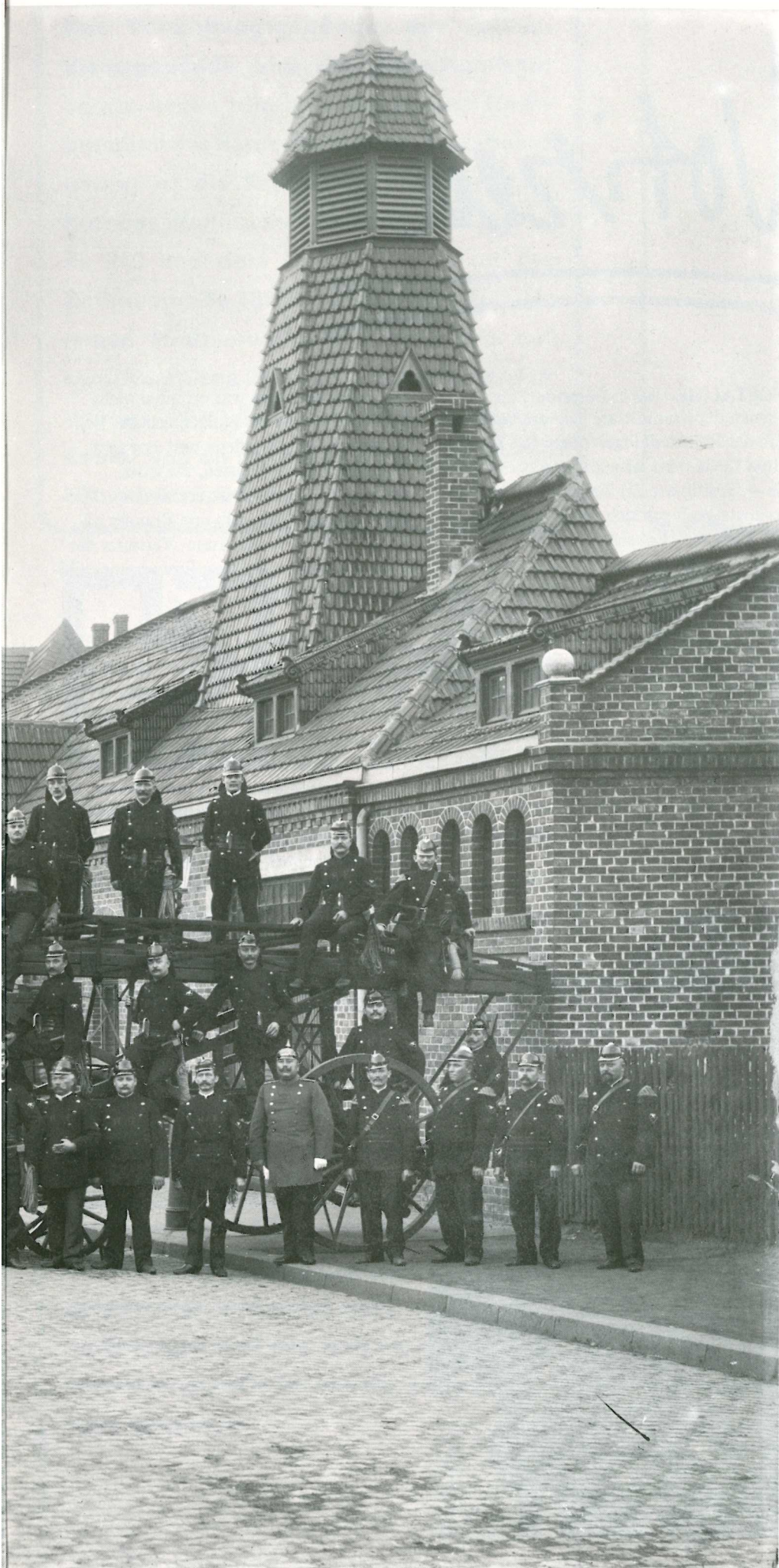
So Sachen weiß sie zu Hauf, und die schönsten stammen aus den „wilden 50ern“, als Tana Schanzara und Alexander Hegarth und Ingrid Ernest und Jürgen von Manger „so eine richtige Clique“ waren. Da gab es Spaß noch und noch, und von Mangers („Wir nannten ihn damals immer nur den Bullen“) Dönekes waren damals schon die besten.

So also ist Tana Schanzara: Eine Frau mit Mut, die Herne mag - viel lieber mag, als Bochum - voller Dönekes steckt und eine Könerin ist. Nein. Ein Star ist sie eigentlich nicht. Eher schon ein Anti-Star. Das allerdings ist sie so gut, daß sie schon wieder Star genannt werden darf. Was auch immer - ihr ist's eh wurscht. Sie ist eben Tana Schanzara. Nicht mehr, aber weiß Gott auch nicht weniger.

Eben: Tana Schanzara. Und das ist schon was.

WASSER MARSCH...





An die Namen aller, die sich da so eindrucksvoll vor dem früheren Herner Feuerwehrgebäude postiert haben, kann sich heute niemand mehr erinnern. Und selbst das Datum dieser Aufnahme ist so exakt nicht mehr zu fixieren. Es muß zu einer Zeit gewesen sein, als die Fotografie noch eine Sonderheit war; das beweist die Zahl der Zaungäste in den Häusern hinter der Feuerwehr:

Ein paar Anhaltspunkte waren trotzdem noch zu ermitteln. Wir erfuhren sie von dem heute 85 Jahre alten Feuerwehrrentner Wilhelm Senekamp. Er erinnert sich an den Amtmann Schaefer (13. von rechts, damals Dezernent der Feuerwehr, später Bürgermeister der Stadt Herne), an den Branddirektor Hirdes (12. von rechts), an Hirdes Nachfolger Hope (11. von rechts), an den Feuerwehrmann Rings (6. von rechts), an den Kommissar Brockmeier (5. von rechts).

Weiter kennt Senekamp noch in der obersten Reihe den evangelischen Kirchenküster Berke (1. von rechts), der für das Alarmsignal zuständig war, den Brandmeister Hülsmann (9. von rechts oben), den Geräteverwalter Voß (1. von links) und den Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr, Knapp (11. von links).

Vier Züge stark war damals die Feuerwehr, jedem Zug stand ein Brandmeister vor. Die Spritzen und Gerätewagen wurden natürlich von Pferden gezogen; erst 1924 kamen an ihre Stelle Motorwagen. Einmal im Monat übten die Freiwilligen, einmal im Jahr zogen sie nach der sogenannten „Schlußübung“ im Festzug mit Musik durch die Stadt; voran der Kapellmeister Paul Zimmer.

Zurück zu unserem Foto. Senekamp, der selbst 1914 in die Feuerwehr eintrat, kann sich nur an wenige der abgebildeten Gesichter erinnern. Er schließt daraus, daß dieses Foto schon bald nach der Gründung der Feuerwehr im Jahre 1877 entstanden sein muß. Das Aussehen der Herren wie auch der Umgebung scheint ihm Recht zu geben.

Übrigens, der Turm auf dem Feuerwehrgebäude diente nicht nur dazu, die Schläuche zum Trocknen aufzuhängen. Da wurde regelmäßig auch der Ernstfall geprobt.

Notizen

KOMMISSARE. Vier Monate lang, bis zum 4. Mai, wird das neue Herne ohne Parlament auskommen müssen und auch ohne einen gewählten Verwaltungschef. Die Geschäfte des Rates übernimmt während dieser Zeit der Ratsbeauftragte, für die Verwaltung ist der Verwaltungsbeauftragte verantwortlich. Kriegerisch knapp werden sie oft auch als Kommissare bezeichnet.

Für unsere Stadt hat die Landesregierung den Herner Oberbürgermeister Robert Brauner zum Ratsbeauftragten, den Wanne-Eickeler Oberstadtdirektor Alfred Hufeld zum Verwaltungs-Kommissar ernannt. Vertreten werden die beiden von Manfred Urbanski, bis zuletzt OB in Wanne, und von Dr. Karl Raddatz, der im alten Herne die Verwaltung leitete. Die Stadtverordnetenversammlungen beider Städte hatten dem Innenminister empfohlen, so zu verfahren; der Innenminister ist dieser Empfehlung nachgekommen.

Eine Überraschung war das also für niemanden, als am Nikolaustag die Ernennung bekannt wurden. Erleichterung brachte die Nachricht aus Düsseldorf trotz allem. Sowohl Brauner und Urbanski als auch Hufeld und Raddatz haben über viele Jahre hinweg vorgeführt, wie man kommunalpolitisches Engagement in sichtbare Erfolge umsetzen kann. Ihr Sinn für eine vernünftige Mischung aus Risikofreude und Besonnenheit wird der neuen Stadt Herne gerade in den Monaten des Umbruchs zugute kommen. Mit ortsfremden Kommissaren - auch das hat es schon gegeben - hätte es die Stadt schwerer gehabt.

NOSTALGIE. Als in Düsseldorf die Namen der Kommissare bekannt wurden, gab der Ruhrsiedlungsverband (SVR) dem alten Revier eine Abschiedsparty - in Wanne. So wehmütig wie der Anlaß zu dieser Feier, so nostalgisch gab sich der Veranstalter in der Wahl des „Lokals“: er mietete sich in den Ateliers ein, die eine Reihe von Künstlern im alten Zechengebäude Unser Fritz II/III betreiben. Romantisch genug wirkt der stillgelegte Pütt mit den beiden bizarren Förderböcken an normalen Tagen schon. Am Nikolausabend aber, im Licht einiger Scheinwerfer-Batterien, erwachte das Bergbau-Denkmal förmlich zu einem Märchenbild. Auch die Innenräume schienen wie verwandelt; Blumen, Metallfolien, Plakate, Bilder und frische Farben bis hinein in die Toiletten-Häuschen vermittelten so etwas wie Wohnlichkeit.

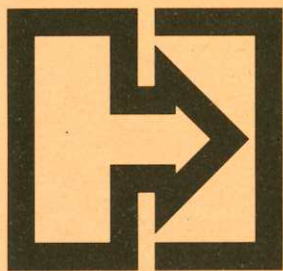
Die Schar der Gäste war offenbar nicht ganz so groß wie die Einladungsliste. Voll wurde der Pütt trotzdem, und es waren auch nicht die Geringsten, die trotz Nikolaus auf Unser Fritz erschienen: Oberbürgermeister (Urbanski und Brauner natürlich), Maler, Journalisten, Vertreter der Landesregierung, Dichter, Erwachsenenbildner und und und.

Im größten Raum der Zeche hatte der SVR unter dem Thema „Ruß-Land“ eine Kunstausstellung arrangiert: der Karikaturist Hüsch, der Aktions-Artist H. A. Schult und der Fassadenmaler Schmitz zeigten ihre Eindrücke vom Revier. Die Künstler aus dem Revier dagegen hatten sich rar gemacht. Aus Protest, wie es unter der Hand hieß, gegen die persönlich verfärbte Kulturpolitik des SVR. Ob's stimmt, wissen die Götter. Tatsache allerdings ist, daß die kreativen Favoriten des Ruhrsiedlungsverbandes aus Hamburg kommen und aus München; Tatsache ist aber auch, daß die Chancen gar nicht so schlecht wären, im Revier bildende Künstler zu finden, die man vorzeigen kann.

Vielleicht noch ein Wort zu wichtigeren Dingen; etwa zum kalten Büffet an diesem Abend. Da gab es zum Beispiel einen klein-kindgroßen Topf voll von ganz frischen würzigen Grieben mit Schmalz und ofenwarmes Bauernbrot dazu, westfälische Wurstspezialitäten, ausnahmsweise auch genügend Zwiebeln zum Mett, ein gut temperiertes Pils, einen kalten Korn und einen heißen Draht zur Taxizentrale.



Das Verwaltungsgebäude, das Polizeidienstgebäude und das Arbeitsamtgebäude liegen alle in unmittelbarer Nachbarschaft des Herner Rathauses. Fast ebenso gering ist die Entfernung zwischen dem Rathaus Wanne, dem Gebäude Hauptstraße 210 und dem Dienstgebäude an der Rathausstraße 18. Der allergrößte Teil der neuen Stadtverwaltung konnte also auf zwei Komplexe im Stadtgebiet konzentriert werden. Nur die Dienststellen im Eickel-Center und an der Richard-Wagner-Straße 10 und natürlich auch die Ämter mit eige-



nen Gebäuden liegen außerhalb der beiden Verwaltungsknotenpunkte. – Die „bürgernahe Verwaltung“ – das war eines der Schlagwörter im Kampf aller gegen die Eingemeindung. Im neuen Herne ist die Verwaltung bürgernah. Ab sofort gibt es in beiden Rathäusern „Bezirksverwaltungsstellen“. Sie sollen beraten, sie sollen aber auch Verwaltungsaufgaben wahrnehmen. Das heißt: Paßanträge, Ausweisverlängerungen, Aufenthaltsgenehmigungen, Rentenanträge, Vormiete-Bestellungen, Wohngeldanträge und vieles mehr werden beim zuständigen Amt wie auch bei der Bezirksverwaltungsstelle im jeweils anderen Rathaus bearbeitet.



Hier

Wohin muß der frischgebackene Vater, um seinen Stammhalter im Stammbuch verewigen zu lassen? Wo werden Anträge auf Sozialhilfe bearbeitet? Wo muß die Konzession beantragt werden, wenn einer Wirt werden will? Wo steckt welches Amt der Stadtverwaltung?

Das werden in den ersten Tagen und Wochen nach dem Zusammenschluß von Herne und Wanne-Eickel zur neuen Stadt Herne die gängigen Fragen aus dem Kreise der Bürgerschaft sein. Deshalb gibt die Stadt hier einen Überblick, der die Suche erleichtern soll. Als Beilage erscheint diese Information in der Bürgerillustrierten „Unsere Stadt“; außerdem liegt sie gesondert, als Faltblatt, in sämtlichen Dienstgebäuden aus.

1.

Allgemeine Verwaltung

HAUPTAMT

Rathaus, 1., 2. und 3. Obergeschoß

PERSONALAMT

Rathaus, 2. Obergeschoß

AMT FÜR STADTENTWICKLUNG, STATISTIK UND WAHLEN

Rathaus, 3. Obergeschoß

PRESSE- UND INFORMATIONSAMT

Rathaus, 3. Obergeschoß

RECHNUNGSPRÜFUNGSAMT

Arbeitsamtsgebäude (Markgrafenstraße 9)
3. Obergeschoß

AMT FÜR RATSANGELEGENHEITEN

Rathaus, Erdgeschoß

AMT FÜR ANGELEGENHEITEN DER BEZIRKSVERWALTUNGSSTELLEN

In beiden Rathäusern

2.

Steuern Finanzen

STADTKÄMMEREI

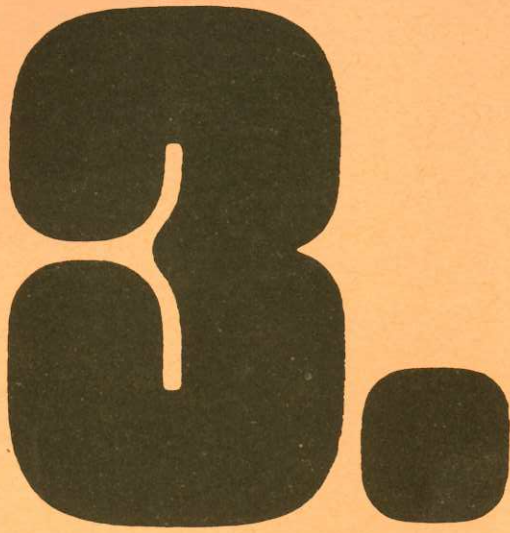
Arbeitsamtsgebäude (Markgrafenstraße 9)
3. Obergeschoß / Dachgeschoß

STADTKASSE

Rathaus, Erdgeschoß

STADTSTEUERAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße 9)
1. Obergeschoß



Öffentliche Ordnung

RECHTSAMT

Arbeitsamtsgebäude (Markgrafenstraße 9)
2. Obergeschoß

AMT FÜR ÖFFENTLICHE ORDNUNG

Polizeidienstgebäude (Friedrich-Ebert-Platz 2)
2. Obergeschoß

EINWOHNERMELDEAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße, Sparkasse)
3. Obergeschoß

STANDESAMT

Rathaus, 1. Obergeschoß

VERSICHERUNGSAMT

Arbeitsamtsgebäude (Markgrafenstraße 9)
1. Obergeschoß

BERUFSFEUERWEHR

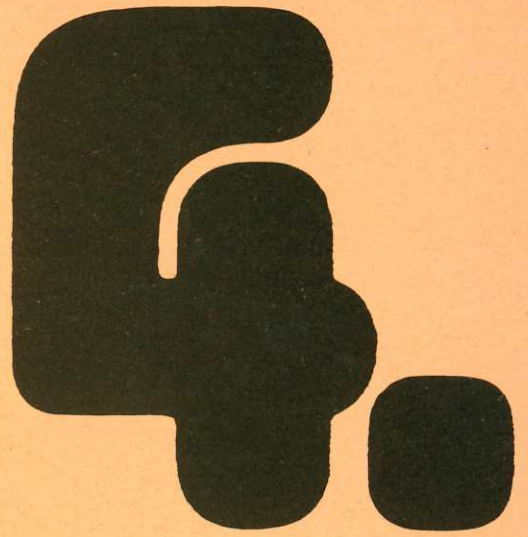
Hauptfeuerwache, Sodinger Straße 9

AMT FÜR ZIVILSCHUTZ

Polizeidienstgebäude (Friedrich-Ebert-Platz 2)
2. Obergeschoß

STRASSENVERKEHRSAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße, Sparkasse)
Erdgeschoß



Bildung Kultur

SCHULVERWALTUNGSAMT

Rathaus Wanne, 1. Obergeschoß

SCHULBERATUNGSDIENST

Hauptstraße 210, 2. Obergeschoß

KULTURAMT

Markgrafenstraße 8

STADTBÜCHEREI

Hauptstelle, Breddestraße 10

VOLKSHOCHSCHULE

Markgrafenstraße 8 und
Wilhelmstraße 26 (Haus am Grünen Ring)



Soziales Gesundheit

SOZIALAMT

Rathaus Wanne, 2. Obergeschoß,
und Rathausstraße 18

JUGENDAMT

Hauptstraße 210, 2., 3., 4., 5., 7. und 8. Obergeschoß

SPORT- UND BÄDERAMT

Gebäude im Sportpark (Sporthalle)

GESUNDHEITSAMT

Verwaltungsgebäude, Erdgeschoß, 1. und
2. Obergeschoß, und Hauptstraße 94 (Eickel)



Planen Bauen

BAUVERWALTUNGSAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße)

STADTPLANUNGSAMT

Eickel-Center, 3. Obergeschoß

VERMESSUNGS- UND KATASTERAMT

Richard-Wagner-Straße 10 (Eickel)

BAUORDNUNGSAMT

Eickel-Center, 4. und 5. Obergeschoß

WOHNUNGS- UND BAUFÖRDERUNGSAMT

Markgrafenstraße 8

HOCHBAUAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße)
6. und 7. Obergeschoß

TIEFBAUAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße)
5., 6. Obergeschoß und Dachgeschoß

GARTEN- UND FRIEDHOFSAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße)
2. Obergeschoß

LIEGENSCHAFTSAMT

Verwaltungsgebäude (Freiligrathstraße)
2. und 3. Obergeschoß

STADTREINIGUNGSAMT

Herforder Straße (Holsterhausen)

Da sage einer, das wäre kein gutes Zeichen, wenn der Freitag auf einen Dreizehnten fällt; oder der Dreizehnte auf einen Freitag: in Herne und im Dezember '74 schien an

diesem Tag zum erstenmal seit Wochen die Sonne, das Kulturzentrum wurde im Rohbau fertig, die Stadt feierte ein ungetrübtes Richtfest, Oberbürgermeister

Brauner (soeben offiziell zum Ratsbeauftragten für das neue Herne ernannt) genehmigte sich gleich zweimal (siehe Foto) einen Kurzen. Da sage einer, Freitag der Dreizehnte wäre . . .

